

Nr. 2855

DER LANDSER

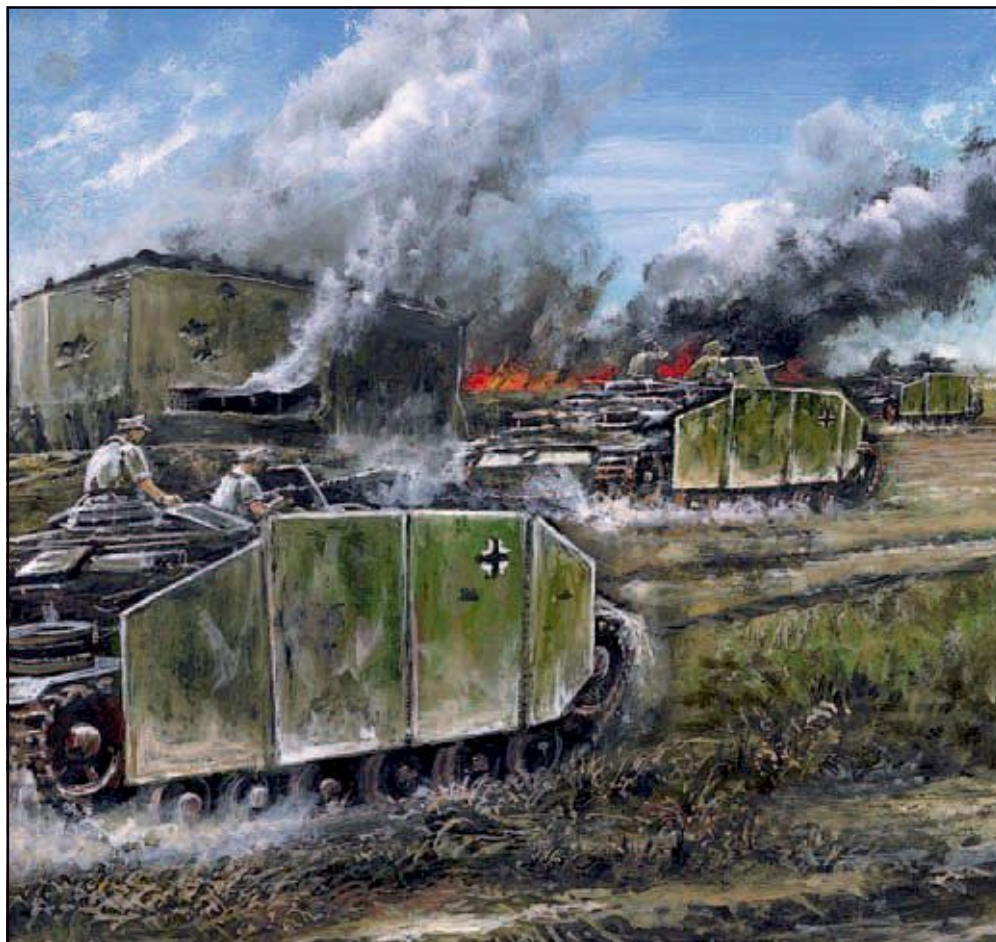
www.landsr.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

L. Sandner

Die Schlacht am Kuban

Rußland 1942/43 – Angriff und Abwehr – Die 46. ID ringt mit der Roten Armee – Erinnerungen eines Kampfteilnehmers



Ritterkreuzträger des Heeres



Arno Jahr

wurde am 3.12.1890 in Prittitz geboren, nahm als Offizier am Ersten Weltkrieg teil und gehörte nach Kriegsende u. a. der Sicherheitspolizei Danzig an. Nach verschiedenen Lehrgängen Leiter der Polizeischule Danzig und ab 1933 Kommandeur der Landespolizei Danzig, übernahm ihn die Wehrmacht im Rang eines Oberstleutnants in ihre Pioniertruppe. Nach diversen Posten als Kommandeur, stieg Jahr im Dezember 1940 zum Generalmajor auf und erhielt als Armee-Pionierführer im November 1941 das Deutsche Kreuz in Gold. Ab Februar 1942 befehligte er die 387. Infanterie-Division (ID) in Rußland. Am 22. Dezember 1942 zeichnete man den Offizier, mittlerweile im Rang eines Generalleutnants, mit dem Ritterkreuz aus. Während der schweren Gefechte im Donbogen, bei denen die 387. ID fast völlig zerschlagen wurde, wählte Arno Jahr am 21.1.1943 den Freitod.

H.K.

Die Schlacht am Kuban

Das erbitterte Ringen um den Weg in den Kaukasus



Rußland, im Jahr 1942/43. Im Sommer 1942 begann der deutsche Vormarsch zum Kaukasus. Ziel waren die wichtigen Ölquellen, die für eine Weiterführung des Krieges immense Bedeutung hatten. Was damals auf der Landbrücke zwischen Schwarzem Meer und Asowschem Meer in der Landschaft der Kuban-Halbinsel geschah, hat der Verfasser im vorliegenden Band am Beispiel der 46. Infanteriedivision nach eigenen Erlebnissen geschildert. Dabei offenbarte sich das grausame Gesicht des Krieges, der Kameraden und Freunde, die schon jahrelang gemeinsam alle Gefahren durchstanden hatten, mitten aus dem Leben riß. Fern der Heimat fanden die Gefallenen ein feuchtes Grab in fremder Erde. Im Winter konnten die Toten nicht einmal bestattet werden und lagen als stumme Mahnung und Anklage zwischen den Fronten der Landser und Russen, die nur überleben wollten.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Der historische Hintergrund

Während die 11. Armee im Herbst 1941 mit der Eroberung der Krim eine an sich äußerst umfangreiche Aufgabe zugewiesen bekam, drängte die oberste Führung um so mehr darauf, möglichst bald ein Korps über die Straße von Kertsch in Richtung auf den Kuban vorzuführen. Doch erst nach der Eroberung von Sewastopol wurden von der Krim aus Kräfte dafür frei. Die bewährte Leitung eines von Manstein¹⁾ und seines Stabes wurde dadurch dem Süden allerdings entzogen. Das 11. AOK²⁾ wurde in den Norden zur geplanten Eroberung von Leningrad befohlen, wobei der Beauftragte selbst diese Aufgabe als überflüssig ansah.

Die seit Ende Juli 1942 vom Don her vorstoßende 17. Armee (rechts) und die 1. Panzerarmee (links) gewannen, unterstützt durch sowjetfeindliche Bevölkerungsgruppen, schnell an Boden. Noworossisk konnte vom V. Armeekorps und Temrjuk durch das III. rumänische Kavalleriekorps besetzt werden. Nun hatte die 46. Infanteriedivision über die Straße von Kertsch auf die Taman-Halbinsel in den Kaukasus überzusetzen.

Eine bis ins kleinste gehende organisatorische Arbeit mußte diesem Landeunternehmen vorausgehen, wenn der volle Erfolg dieses Unternehmens gewährleistet sein sollte.

Obwohl sich die deutschen Truppen im zügigen Vorgehen auf den Westkaukasus befanden, hielt der Feind – wenn auch mit verhältnismäßig schwachen Kräften – die Kuban-Halbinsel besetzt. Durch Fliegeraufklärung wurden vor allem an der Nordflanke der Fontolowskaja-Halb-

insel und im Bereich der Taman-Halbinsel russische Infanterieeinheiten beobachtet, die fortlaufend ihre Stellungen ausbauten und verstärkten. Damit war die Absicht des Feindes klar: eine eventuelle Anlandung deutscher Kräfte unter allen Umständen zu verhindern. Ebenso wurde durch Luft- und Erdbeobachtungen sowie durch gewaltsame Aufklärungsunternehmen festgestellt, daß der Feind sowohl den Südtail der Kossa-Tuschka als auch die der Taman-Halbinsel vorgelagerten Kossa-Tussla mit verhältnismäßig starken Kräften besetzt hielt. Der Schiffsverkehr in der Straße von Kertsch hielt in den letzten Augusttagen 1942 trotz der Einnahme von Temrjuk in beiden Richtungen an. Wiederum ein Zeichen dafür, daß der Feind nicht daran dachte, zumindest den Nordteil der Kuban-Halbinsel kampfflos zu räumen.

Die feindliche Artillerietätigkeit beschränkte sich in der Hauptsache auf Störungsfeuer auf den Raum Kertsch, Majak, Jenekale-Opassnaja, Kapkany und Basky. Vorwiegend schoß der Feind aus Artilleriestellungen südwestlich und nordwestlich von Saporoschkaja mit mittleren und schweren Kalibern.

Die 46. Infanteriedivision bereitete sich im August 1942 auf eine Anlandung im Bereich der Fontolowskaja-Halbinsel vor. Der Plan für dieses Unternehmen war bis ins kleinste Detail ausgearbeitet. Ebenso die Zeitpläne. Besonderen Wert legte man auf das geschlossene Anlandegewen der ersten Welle, die im Raum vor Kutschuguri in einem übertra-

schenden Nachtangriff ohne vorbereitende Artillerieunterstützung von See her an Land gehen und einen Landekopf für die nachfolgenden Einheiten bilden sollte.

Der Angriff an Land war für die fronterfahrenen und bewährten Soldaten kein Problem, denn an Angriffserfahrungen hatte es ihnen bisher wahrhaftig nicht gefehlt.

Problematisch aber war trotz aller guten Pläne die eigentliche Landung, und immer wieder hörte man Bedenken irgendwelcher Art.

Am 31. August kam dann der endgültige Einsatzbefehl. Die lange Vorbereitungszeit sowie die ständigen Verladeübungen von Truppen, Waffen und Gerät auf Pionierlandungsboote, Marinefahrprähme und Siebelfähren, Übungen im Umsteigen der Infanterie und Pioniere von den Landungsbooten auf Sturmboote und das Anlandgehen waren vorbei. Sie hatten den Landsern viel Schweiß gekostet.

Bei herrlichem Sommerwetter marschierten die Einheiten in den Nachmittagsstunden des 1. September 1942 nun nach der Bucht von Jurakuwkut ab.

Die Verladung selbst klappte reibungslos. Jeweils eine halbe Kompanie fand auf einem Pionierlandungsboot Platz. Außer einigen leichten Pak³⁾ wurden ihnen vier leichte französische Beutepanzer vom Typ „Renault“ zugewiesen.

Als an die Soldaten Schwimmwesten ausgegeben wurden, meinte der Obergefreite Lautner⁴⁾: „Ist für einen Nichtschwimmer, wie ich einer bin, zwar ein wenig Sicherheit. In der Hauptsache aber ein moralisches Rückgrat.“

„Was kann schon passieren“, grinst Unteroffizier Roder. „Das Asowsche Meer ist spiegelglatt.“

Um 19.00 Uhr stach die „Armada“ in See; Boot an Boot. In Kiellinie ging es hinaus ins Asowsche Meer. Das Land war bald verschwunden. Bisher herrschte nur leichter Seegang, und die Schiffsfahrt schien einigen sogar Spaß zu bereiten. Aber mit Einbruch der Dunkelheit war es mit der ruhigen Überfahrt plötzlich zu Ende. Regen und Sturmböen kamen auf, und bei Windstärke sechs begann es ganz schön zu schaukeln. Langsam kam die Landeflotte durch die Nacht voran, dem mehr als 50 Kilometer entfernten Ziel im Norden der Kuban-Halbinsel entgegen.

Die Nacht war stockdunkel, und Brecher über Brecher überschütteten die Schiffe. Allmählich drang der Regen durch die Zeltplanen, und auch die angelegten Baumwollschwimmwesten sogen sich wie Schwämme voll Wasser.

Am 1. September, gegen 0.30 Uhr, näherte sich der Verband der Küste. In der Dunkelheit waren die Silhouetten der Berge am Ufer schwach zu erkennen.

„Ich glaub', wir sind schon da“, sagte Unteroffizier Roder. „Ging aber verhältnismäßig schnell. Nach dem Zeitplan müßten wir jedoch noch gut zweieinhalb Stunden fahren.“

Da leuchteten plötzlich sowjetische Küstenscheinwerfer auf.

„Gleich gibt's Zunder!“ meinte Riedl. „Gleich trotz uns die Ari⁵⁾ vom Iwan⁶⁾ den Laden voll.“

„Nur ruhig Blut, Männer!“ sagte Leutnant Steiner.

Anscheinend hatte der Russe den Verband noch nicht erkannt, es ging wieder auf See hinaus. Das Land verschwand.

Gegen 2.30 Uhr ist es dann soweit. Der Marineverband stoppt, die bisher in Kiellinie fahrenden Boote formieren sich zur „Schützenlinie“. Das Kommando zum Klarmachen der Sturmboote wird gegeben. Jetzt werden Minuten zur Ewigkeit. Sturm und Wellengang lassen noch immer nicht nach. Die im Schlepp laufenden Sturmboote sind mit Wasser vollgelaufen und hängen, durch den starken Seegang zum Teil umgestürzt, an den Schleppseilen.

Die Sturmpioniere haben eine mordsmäßige Arbeit, die Boote klarzubekommen und sie längsseits an die Landungsboote zu manövrieren. Jetzt zeigt sich, daß die Gewalten der Natur alles schöne Planen durcheinanderbringen können. Mit Ach und Krach steigt die erste Welle über. Das allein ist schon ein Kunststück bei der Finsternis und der unruhigen See! Man muß den rechten Augenblick abpassen, wenn das Sturmboot an der Bordwand des Landebootes hochkommt. Ist das Boot hoch, dann nichts wie hinein!

Der Gefreite Karl Riedl hat den Sprung ins Sturmboot geschafft, das mit Infanteristen, Pionieren, allerlei Gerät und Munition überlastet ist.

„Jetzt, ‚Iwan‘, mach dich auf was gefaßt! Wir kommen! Und du wirst staunen, wenn du unsere Panzerungेतुमे siehst, die wir dir aus Frankreich mitgebracht haben“, rief Riedl, der als MG-Schütze I⁷⁾ auch der Spaßmacher der Kompanie war. Wie gut man so was in dieser verfluchten Zeit manchmal gebrauchen konnte.

Die Männer drängen, jeder wollte bei der ersten Welle sein. Nur so schnell wie möglich runter, bevor die feindliche Artillerie einsetzt; herunter von den Landungsbooten und an Land! Aber das Formieren der ersten Welle ist doch nicht so einfach; einige Sturmbootbesatzungen gehen bei der schweren See über Bord. Die ersten Hilferufe kommen aus dem Wasser. Endlich stoßen die ersten Boote gegen das Land ab ...

Noch ist es dunkel, und der Feind hat sich bis dahin nicht gerührt. Allmählich dämmert es, der Strand und die Häuser von Kutschuguri heben sich aus der Dämmerung schwach von der See ab.

Die ersten Sturmboote sind am Strand, die Landser springen ins Wasser, heben die Waffen über ihre Köpfe und arbeiten sich an Land. Maschinengewehr- und Maschinenpistolenfeuer rattert am Strand. Die völlig durchnäßten Männer stürmen nach vorn, um einen Brückenkopf für die Nachfolgenden zu bilden. Jetzt setzt auch der feindliche Widerstand mit Artilleriefeuer ein, das hart in der Nähe der Landungsboote liegt.

Sturmboote der ersten Welle kommen nur vereinzelt zu den Landungsbooten zurück. An ein Übersetzen der zweiten Welle denkt niemand mehr. Der Regimentskommandeur entschließt sich, die Pionierlandungsboote auf den flachen Strand von Kutschuguri auflaufen zu lassen. Er selbst ist mit einer kleinen Gefechtsstaffel dabei. Die Boote fahren Richtung Strand, dann gehen die Fallreeps herunter, und die restlichen 100 bis 150 Meter werden durch Infanterie und Pioniere, meist bis zum Hals

im Wasser, in einem „Wassermarsch“ bezwungen.

An ein Absetzen der mitgeführten schweren Infanteriewaffen und leichten französischen Beutepanzer ist in diesem Augenblick nicht zu denken. Infanterie und Pioniere sind also ganz auf sich allein gestellt.

Mit der fortschreitenden Dämmerung nimmt das feindliche Artilleriefeuer zu. Jetzt spielen Nässe und Kälte keine Rolle mehr. Das Bataillon greift an. Die Ausfälle sind bisher verhältnismäßig gering. Die Landser überwinden den mit Stacheldraht bewehrten Sandstrand, und die Pioniere helfen beim Gassenschneiden und Räumen der Minenfelder.

Die Bewohner von Kutschuguri werden an diesem Morgen unsanft aus dem Schlaf gerissen. Ängstliche und völlig überraschte Gesichter starren die bisher noch nicht zu Gesicht bekommenen „Germanskis“⁽⁸⁾ an.

Das angreifende Bataillon ist völlig ohne Unterstützung schwerer Infanteriewaffen, dafür helfen nun der Kampfgeist, das Selbstvertrauen und der Zwang, die Not der Stunde zu überwinden.

Zwar wissen die Kompaniechefs noch nicht, wo sich der Bataillonskommandeur befindet – er muß an einer anderen Stelle an Land gegangen sein –, aber das ist jetzt auch gleichgültig. Wichtiger ist, so schnell wie möglich den Ort Kutschuguri vom Feind zu säubern⁹⁾ und den Südrand des Ortes zu gewinnen. Langer Befehle bedarf es dabei nicht.

Jetzt, wo die Männer wieder festen Boden unter den Füßen haben, fühlen sie sich sicherer. Leicht haben es die wenigen Infanteriegruppen jedoch

nicht, die es vorerst mit den allmählich wach gewordenen und sich erbittert wehrenden sowjetischen Marine-Infanteristen am Südrand von Kutschuguri zu tun haben.

„Deckung!“ Die Soldaten liegen fest an den Boden gepreßt. MG-Feuer fegt über ihre Köpfe hinweg. Der Beschuß kommt aus einem Haus, etwa fünfzig Meter entfernt.

„Handgranatenwurf! Und dann vor!“ schreit der Leutnant.

Mitten in das Krachen der explodierenden Handgranaten springt Riedl, mit seinem MG aus der Hüfte schießend, auf das Haus zu. Geduckt und vor Erregung fiebernd, rennen die anderen mit.

Das feindliche MG wird ausgeschaltet, seine zuckenden Blitze sind verstummt. Das Haus brennt. Munition explodiert.

Und als wäre diese höllische Szene ein Zeichen gewesen, beginnt nun ein hartnäckiger Kampf um fast jedes Haus. Die Ausfälle mehren sich. Aber die Russen werden trotz tapferer Gegenwehr aus dem Ort hinaus und ins deckungsarme Gelände gedrängt. Obzwar sich der Feind verbissen an jede deckungsgebende kleinste Geländewelle hält, wird der Landekopf gesichert. Keiner kann sie jetzt wieder ins Meer zurückwerfen!

Es ist Tag geworden, der Regen hört endlich auch auf. Die Männer werden wieder einigermaßen trocknen.

Das Bataillon sichert vorerst den Südrand von Kutschuguri. Riedl liegt hinter seinem MG an einer Hausecke und starrt nach vorn.

„Wieviel Munition haben wir

noch?“ fragt er seinen MG-Schützen II¹⁰), den Schützen Mahler.

„Es reicht!“ antwortet der und fügt hinzu: „Mensch, Karl, waren wir wieder einmal schnell! Der ‚Iwan‘ kam ja kaum in seine Latschen, schon waren wir im Ort.“

„Wart ab, Hans, noch ist nicht aller Tage Abend!“

Der Vormittag vergeht, bis sich das Bataillon neu gegliedert hat und sich zur Fortsetzung des Angriffes auf Fontolowskaja bereitstellt. Den Angreifern ist klar: Viel Zeit können sie nicht verlieren und keine Minute mehr dem einmal geworfenen Feind noch lassen.

Jetzt aber meldet sich in verstärktem Maße die feindliche Artillerie zu Wort. Sie feuert aus Stellungen, die in der Gegend von Fontolowskaja, Saporoschkaja und der Gorelaja liegen. Pausenlos werden die Deutschen mit Feindfeuer eingedeckt. Auf einmal sind auch die russischen Flieger da und greifen die Landestellen bei Kutschuguri mit Bomben an. Unter dem Bombenhagel ist bei Tag an ein weiteres Anlanden von Verstärkungen nicht zu denken. Das Bataillon ist ohne Reserve und Artillerieunterstützung. Nur vereinzelt liegen Einschläge eigener Batterien aus Feuerstellungen um Kertsch im Gelände und bringen einige Entlastung. Auch an die Nachführung von Munition und Verpflegung ist vor dem 2. September nicht zu denken. Die Männer knabbern an Maiskolben herum, um etwas Eßbares in den Magen zu bekommen.

Am späten Nachmittag greift das Bataillon Fontolowskaja an.

Geduckt springen die Männer vor, die zuckenden Blitze aus sowjeti-

schen Waffen erwartend. Da setzt auch schon das Feindfeuer ein. Sprungweise arbeiten sie sich an die gegnerischen Stellungen heran. Verbissen und tapfer wehren sich die Sowjets. Aber es nutzt ihnen nichts, Widerstandsnest um Widerstandsnest wird mit Handgranaten niedergeschlagen.

Gegen Abend wird der Feind aus seinen Stellungen geworfen. Das Bataillon „gelt“¹¹) sich um Fontolowskaja ein.

Karl Riedl hockt in seinem Dekungsloch und starrt in die Dunkelheit. Er hat ein ungutes Gefühl. Er kennt die Russen, die geben so schnell nicht auf, bestimmt greifen sie in dieser Nacht noch an.

Und sie kommen! Ganz plötzlich tauchen sie aus der Dunkelheit auf.

„Feuer!“ schreit der Leutnant.

Rot glühend zischen die Leuchtschurgeschosse in die Nacht. Leuchtkugeln erhellen schemenhaft das Gelände. Das Lichtergewirr der Front schillert, und die Russen kommen immer näher.

Riedl schießt mit seinem MG in die dunkle Wand voraus, die sich bedrohlich näher heranschiebt. Du oder ich! Das unerbittliche Gesetz aller Kriege.

Die dunklen Menschenwälle wurden lichter, das „Urräh“-Rufen spärlicher. Der Feind zog sich zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

„Aufpassen!“ rief der Leutnant. „Die kommen bestimmt noch einmal!“

Riedl nahm den heißen Lauf aus dem MG und schob den Ersatzlauf ein. „Hans, hast du was zu trinken?“ fragte er heiser.

„Bloß noch ein bißchen lauwarmen Tee“, sagte der Schütze 2.

„Den kannst selber saufen!“ murmelte Riedl und ließ den Kopf sinken.

Als das Gewehrfeuer und das Raseln der Maschinengewehre verstummt waren, kroch der Leutnant durch die Stellung seines Zuges.

Er fand seine Leute in einigermaßen guter Verfassung. Verluste hatten sie keine. Eigentlich so etwas wie ein Wunder.

Als der Leutnant zu Riedl kam und fragte: „Na, Riedl, wie stehts?“ antwortete der:

„Durst hätt’ ich, Herr Leutnant, aber einen ganz gewaltigen. Jetzt wär’ eine frische Maß Bier recht!“

„Ich könnt’ auch eine gebrauchen, Riedl“, meinte der Leutnant.

Nach einer Stunde griffen die Russen erneut an und wurden wieder abgewiesen.

Im Verlauf der Nacht werden die französischen Beutepanzer und Granatwerfer an Land gebracht. Die Pioniere haben auch am zweiten Einsatztag noch immer allerhand Arbeit mit dem Beseitigen von Minensperren. Jeder Brückenübergang, und war er noch so klein, ist vermint. Ein Pionierobergefreiter arbeitet mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und einem Spürsinn ohnegleichen. Mine auf Mine holt er mit seinem Seitengewehr aus der Erde.

Am zweiten Einsatztag wird der Angriff des Bataillons in südöstlicher Richtung an die Bucht von Taman vorgetragen. In schnellem Vorgehen werden die Kolchosen Achtanal und Tatarski genommen und vom Feind gesäubert. Gegen Achtinassowskaja, das vom Gegner besetzt ist, wird Aufklärung vorgetrieben. In Verfolgung

des Feindes wird Ssenaja an der Bucht von Taman genommen und der Angriff beiderseits der Straße Semenjuk nach Primorski weitergeführt. Dabei erweist es sich, wie wertvoll die leichten französischen Beutepanzer sind, denn ohne sie wäre ein rasches Vorwärtskommen kaum möglich.

„Jetzt kannst du einmal sehen, Karl, was für einen Wert die Franzosenpanzer für uns haben. Ohne die Dinger wären wir noch nicht so weit“, sagt Hans Mahler, der MG-Schütze II.

„Weil sich die Russen totlachen, wenn sie die sehen“, erwiderte Riedl.

„Karl, halt keine Volksreden, mach voran! Da vorn spielt die Musik!“ Unteroffizier Roder trieb zur Eile an. „Wir müssen dem ‚Iwan‘ hart auf den Fersen bleiben, der darf gar nicht mehr dazu kommen, sich ernsthaft dem Kampf zu stellen.“

Jedoch der Russe verstand es ausgezeichnet, sich immer wieder zum Kampf zu stellen. Der Weg nach Taman mußte den Deutschen verbaut werden! Er versuchte es zunächst mit Granat- und Infanteriefeuer.

Wie in der vorangegangenen Nacht „igelte“ sich das Bataillon rund um Primorski ein. Die Nacht verlief ruhig. Verpflegung und Munition wurden ausgegeben. Warmes Essen gab es leider noch nicht, die Feldküche war noch nicht da.

Für den dritten Einsatztag wird eine schnelle Vorausabteilung aus den leichten Beutepanzern mit aufgesessener Infanterie und Pionieren gebildet. Die Absicht des Bataillons ist es, in möglichst schnellem Zugriff Stadt

und Hafen Taman in die Hand zu bekommen. Für die Versorgung der auf den Kaukasus vordringenden deutschen Verbände ist dieser Hafen von entscheidender Bedeutung.

Die Männer klettern auf die Beutepanzer und schauen erstaunt auf, als Riedl plötzlich ruft: „Ja, was ist denn das? Unser Herr Divisionspfarrer ist auch mit von der Partie, ja, und noch dazu ein Kriegsberichterstatter! – Leut', das scheint ja heut' ein besonderer Tag zu werden!“

Tatsächlich setzt sich der Divisionspfarrer zu den Grenadieren auf einen der Panzer, und auch ein Kriegsberichterstatter sitzt mit seinem Fotogerät unter den Landsern auf. Er will bei der Einnahme von Taman offenbar dabei sein.

Der Angriff rollt. Am Nachmittag dringen sie in Taman ein. Die Russen wehren sich zwar tapfer, aber sie haben keine Chance und werden überannt. An der Hafenmole wird die Reichskriegsflagge gehißt. Die Verteidiger geben den Kampf in Taman auf und gehen in die Gefangenschaft.

Nur am Stadtrand, nach Südwesten zu, flackert ab und zu noch einmal Kampfplärm auf.

Die Gruppe Roder war dort eingesetzt. Auseinandergezogen gingen die Grenadiere auf die letzten Häuser am Stadtrand zu. Da peitschten plötzlich Schüsse aus einem nahen Haus auf und schlugen über ihren Köpfen in die Mauer. Querschläger heulten surrend durch die Luft. Wie rasch das ging! Eben dachten sie noch, der Russe hätte aufgegeben, da krachte es auf einmal. Sie sprangen geduckt auf die andere Straßenseite. – Verdammte, auch noch Flankenfeuer!

Wieder gellten Schüsse. Bestimmt

sind das Versprengte, dachte Riedl und hängte sich den Trageriemen des MG um den Hals.

„Erst Handgranatenwurf, dann auf und drauf!“ rief Unteroffizier Roder.

Im Schutz der Häuserwände liefen sie vor. Geschosse flitzten zwischen ihnen herum.

Roder lief vor Riedl. Plötzlich klatschte ihm etwas gegen das linke Bein, ein kollosaler Schlag traf sein Knie. Er knickte wie gelähmt zusammen, fiel vornüber und stürzte in den Staub der Straße. Der Kinnriemen riß, der Stahlhelm flog ihm vom Kopf und kullerte voran. Das Sturmgepäck kam ihm von hinten über den Kopf.

„Karl, mach du weiter!“ rief er Riedl zu. „Mich hat's am Knie erwischt.“

Lautner kam angesprungen und zog ihn an die Hausmauer. Zähneknirschend sagte der Unteroffizier: „Fritz, schau mal nach meinem Bein. Da muß doch ein Stachel im Knie sitzen. Bis auf den Knochen sticht das.“

Lautner, im Zivilberuf Oberlehrer, schnitt Roders Hosenbein auf.

„Blutet nicht stark, dein Knie. – Wart', ich mach dir einen Verband.“

Die Gruppe hatte inzwischen den Widerstand der Russen gebrochen. Dabei war der Grenadier Weber gefallen, Heilmann erhielt einen Oberarmdurchschuß.

Unter den Gefangenen, die sie machten, war eine Frau, eine Ärztin.

Sie versorgte Roders Verwundung fachgerecht.

Roder fragte sie: „Bein kaputt, futsch, weg?“

Sie lachte: „Njet, nix kaputt.“

„Danke!“ sagte Roder und seufzte erleichtert auf. „Danke! Du rettender Engel, du hübscher ...“

„Mensch“, meinte einer, „Deutscher Unteroffizier widmet einer Russin während des Gefechtes galante Worte. Das wär' doch was für unsern Kriegsbericht.“

Da schlägt plötzlich Artilleriefeuer in die Stadt. Eine schwere, befestigte Küstenbatterie, ungefähr vom Kaliber 21 cm, feuert aus einer Stellung etwa 4 Kilometer südwestlich von Taman. Diese Batterie muß unbedingt noch genommen werden!

Während eine Kompanie zum Angriff auf Kap Tussla angesetzt wird, werden die leichten Panzer und Infanterie auf die noch immer feuernden Geschütze der Küstenbatterie angesetzt. Im Handstreich soll die Batterie erobert werden.

Bedenklich schaukeln die leichten Panzer mit der aufgesessenen Infanterie durch das Gelände. Aber gegen die Batterie, die selbst einzelne Fahrzeuge unter Feuer nimmt, ist kein Kraut gewachsen. Die Panzer müssen auf halbem Weg umkehren und fahren nach Taman zurück.

Infanteristen und Pioniere gehen in Stellung und graben sich Deckungslöcher. Die feindliche Küstenbatterie feuert dazwischen.

Noch einmal wird ein Angriff auf die Batterie unternommen, der aber keinen Erfolg bringt. Das feindliche Abwehrfeuer ist zu massiv. Sie müssen zurück.

Plötzlich erscheint eine russische Vierlingsflak, die auf einem Lastkraftwagen montiert ist, koppelt einen bereits erbeuteten Munitions-Lkw an und schleppt ihn ab.

Zwei Soldaten gehen dagegen an. Jedoch der Kampf gegen die kaltschnäuzige Besatzung der Vierlingsflak ist ungleich. Die beiden deut-

schen Soldaten werden zusammengeschoßen.

Auch der (bereits erwähnte) tapfere Pionierobergefreite fällt während des Angriffs. Noch im Tod hält er seine Maschinenpistole umfaßt. Der Kriegsberichter wird schwer verwundet und stirbt eine halbe Stunde später.

Der 6. Kompanie ist es inzwischen gelungen, bis zur Westküste der Tamanhalbinsel durchzustoßen.

Die sowjetische Batterie schoß noch immer. Eine Salve nach der anderen kam an, schlug zwischen den Deckungslöchern ein. Das kostete noch einigen das Leben. Die ganze Stellung verschwand in Qualm und Staub. Ein Taifun aus Glut, Luftdruck und Splittern brach lärmend aus der Erde. Ein Wald von torkelnden Rauchsäulen stand wirbelnd vor, hinter und mitten zwischen den Deckungslöchern. Ein betäubender Knall drückte Riedl noch tiefer in sein Deckungsloch. Die gewaltige Erschütterung sandte einen Regen von Erdkrumen auf ihn nieder. Erdbrocken prasselten vom Deckungsrand herunter.

„Verdammt! Das ging gerade noch einmal vorbei“, murmelte er, halb kauend, halb würgend, mit tränenden Augen von dem Explosionsdunst.

„Scheißkrieg!“ schrie einer, und die anderen dachten es.

In den Morgenstunden des 5. September wird noch einmal ein Angriff auf die Küstenbatterie gewagt.

In Schützenlinie gehen die Grenadiere vor. Die Batterie feuert nicht mehr. Das gab es doch gar nicht! Was hatten die da drüben wohl jetzt wieder ausgeheckt? Wollte man sie aus

nächster Nähe zusammenknallen, in direktem Beschuß?

Sie sind knapp tausend Meter von der Feuerstellung entfernt, da erschüttern plötzlich schwerste Detonationen die Luft. Die russischen Kanoniere hatten ihre eigene Batterie in die Luft gesprengt! Ihre Lage war inzwischen ausweglos geworden.

Die Sowjets setzen sich nach Südosten ab. Ob sie wohl weit kommen werden? Es ist nicht mehr daran zu denken, aus dieser Falle zu entkommen. Der Ring hat sich bereits geschlossen.

Wenig später erreichen die Deutschen die Batteriestellung. Vor ihren Augen liegt ein weiträumiges Befestigungswerk. Die 24-cm-Geschütze sind eingebaut und auch die Barackenunterkünfte in die Erde versenkt. Das ganze Werk ist durch starke Drahthindernisse gesichert.

Tote Rinder liegen im Gelände herum.

„Die sind ja verrückt!“ schreit einer. „Einfach die unschuldigen Viecher abzuschlachten!“

„Rindfleischsuppe, Rinderbraten“, sagte Mahler, der jetzt MG-Schütze 1 ist, seit Riedl Gruppenführer wurde. „Mensch, das wär' was, nachdem wir seit fünf Tagen nichts mehr Warmes im Bauch haben.“

„Du denkst auch nur ans Fressen und nicht an den Durst“, knurrte Riedl.

„Vorsicht! Da sind noch ‚Iwans‘!“ rief plötzlich Lautner.

Da und dort kommen noch einige Rotarmisten aus Löchern und sonstigen Verstecken. Aber die größte Aufmerksamkeit der Männer gilt der erbeuteten Verpflegung. Amerikanische Fleischbüchsen! Hastig werden

sie geöffnet, und das Fleisch wird gierig verschlungen.

Während der weiteren Durchsuchung des Batteriebereichs stoßen sie auch auf die Vierlingsflak und den Munitions-Lkw.

Auf der Taman-Halbinsel müssen einzelne Widerstandsnester in Nahkämpfen ausgeschaltet werden. Die Russen haben schwere Verluste, aber auch die Deutschen. Sie stehen jetzt weit im Osten. Aber Rußland ist groß und weit. Viel Leid kennt diese Erde. Die Soldaten müssen es an jedem Tag und in jeder Nacht erfahren.

Auch der russische Soldat kennt das Leid, den Schmerz, den Tod. Er fürchtet ihn anscheinend nicht. Seine Tapferkeit und Zähigkeit sind unvorstellbar, sein Widerstand gleicht einer Naturgewalt.

Die Zivilbevölkerung der Dörfer und Städte hungert. Man versucht an Brotgetreide zu retten, was noch zu retten ist. Greise, Kinder und alte Frauen vegetieren in den Kellern der niedergebrannten Häuser.

Monoton und trostlos winselt der Wind in zerborstenen Dachsparren, bröckelnden Schornsteinen.

Ein heißer Tag geht zu Ende. Die Kompanie rastet in den Dünen. Sie sind mit der Durchkämmung des Strandes beauftragt. Die Soldaten, so müde sie auch sein mögen, steigen hinab zum Meer. Sie waschen sich den Staub, der schon wie eine Maske die Haut überzogen hat, von Händen und Gesicht. Mit dem Staub schwinden Ermattung und Gleichgültigkeit des Marsches.

Der Obergefreite Panster sagt zu den jungen Landsern seiner Gruppe:

„Vier Schritte in der Heimat sind fünf Schritte in Rußland!“

Panster ist ein „alter“ Infanterist, der schon seit dem Polenfeldzug dabei ist. „Denn bei vier Schritten“, sagt er weiter, „rutscht man hier im lockeren Boden oder Morast einen Schritt zurück. Marschiert man in Rußland vierzig Kilometer, wie's auf der Karte steht, so sind es in Wirklichkeit fünfzig.“

Die Maschinengewehrschützen dehnen die schmerzenden Schultern. Stiefel werden ausgezogen, und der feine Sand wird aus den Socken geschüttelt.

Obergefreiter Panster erhebt sich und schaut sich um.

„So ein gottverfluchtes Land!“ sagt er. „Aber es ist merkwürdig, man gewöhnt sich daran. Ich möchte fast sagen – ein schönes Land!“

Plötzlich schreit einer: „Die Russen kommen!“

Schüsse gellen über den Strand. Ohne sich zu besinnen und einen Befehl abzuwarten, springen die Männer in langen Sätzen in Stellung.

Riedl ist einer der ersten neben Panster. Mahler bringt das Maschinengewehr in Stellung.

„Verflucht! Es zieht den Gurt nicht ein!“ schreit er.

„Konrad, da – da sind sie, paß auf!“ ruft Riedl Panster zu.

Der Obergefreite Panster sieht braune Rücken davonflitzen und zwischen den Dünen verschwinden.

Er reißt seine Maschinenpistole hoch, drückt den Abzug. Ein leeres Knacken. Durchladen! Knirschen und Kreischen.

„Dieser verdammte Sand!“ tobt Obergefreiter Panster. „Einen Karabiner ...“

Dann ist ihm, als sei der blaue Abendhimmel in Trümmer geborsten und auf ihn gestürzt. Eine Faust schnürt seine Kehle zusammen. Langsam entgleitet die unbrauchbare Maschinenpistole seiner Hand, langsam, mit einem leisen Röcheln fällt er vornüber ...

Sand! Staub! Heißer Wind! Die feinen gelben Körner dringen überall ein. Sie lagern in den Nähten der Uniformen, in den Kammern der Karabiner. Lauf und Verschlußstücke werden zerkratzt. Die deutschen Waffen sind besser als die russischen, heißt es, die plump und schwer anmuten. Aber es heißt auch, man könne ein russisches Maschinengewehr tief in den Sand eingraben, es wieder herausnehmen und sofort damit schießen ...

Nacht senkt sich über den Strand, das Meer rauscht. Über das Grab des Obergefreiten Panster wandern die Sterne dahin.

„Du, Karl“, sagt Mahler leise zu Riedl, „wieviel Kinder hatte eigentlich der Panster?“

„Drei hübsche Mädels sind's – und eine brave Frau. – Was werden die sagen, wenn sie es erfahren? – Scheißkrieg, verfluchter!“

Schwer ist der Krieg. Wer ihn kennt, haßt ihn. Unzählige Kameraden sind gefallen oder kehrten als Krüppel zurück. Die Frage nach dem Warum und Wieso verstummt aber im vordersten Graben, in der Hauptkampflinie, wo die Erde von Granateinschlägen aufgerissen wird. Todmüde sind die Wachen, wenn sie abgelöst werden, todmüde werden sie wieder aus dem Schlaf gerissen, nach kaum zwei Stunden Ruhe. Das hat kein Ende, Tag und Nacht. Dazwi-

schen wird noch Essen unter Lebensgefahr geholt, Munition gegurtet, müssen Waffen gereinigt werden. Wenn die Hände den Griff der Waffe loslassen, fassen sie nach dem Spaten; es wird mit krummen Rücken geschantzt.

Jeder Landser ist froh über ein fertiges Dreckloch, um das jeder Zivilist vorsichtig auf den Zehenspitzen herumgehen würde, um nicht hineinzurutschen. Eine nasse Garbe Stroh ist ein Gottesgeschenk. Keiner von ihnen will etwas von Rußland, vom russischen Volk. Aber sie marschieren fünfzig, sechzig Kilometer am Tag nach Osten, rutschen bis zum siebzigsten Kilometer auf den Knien weiter, kriechen auf allen vieren bis zum achtzigsten – und springen auf und stürmen hinein in das dichteste Abwehrfeuer. Sie lassen sich von explodierenden Granaten zerreißen. Die Überlebenden werfen Handgranaten, schießen, überrennen Stellungen des Gegners – und unverzüglich danach beginnt der Rundgang der Wachen: zwei Stunden Schlaf, zwei Stunden am Maschinengewehr. Dann kommt der Befehl: „Vorwärts!“ Und sie marschieren wieder. Sucht einer von ihnen was im Osten? Will er Beute machen?

Nein! Aber es ist Krieg! Nicht nur in Rußland. Auf der ganzen Welt. Überall kämpfen Soldaten. In Afrika wie im Fernen Osten. Im Norden und im Süden. Die Söhne aller Völker tragen Uniform, marschieren unter Sonne und Sternen, in Regengüssen und Gewitternächten immerfort über viele Straßen, stehen Wache, greifen an, fallen, verteidigen sich. Keiner will sterben. Und keiner fragt, warum er in den Tod geht. Sie fragen auch

nicht, warum die Sonne scheint, warum der Blitz niederfährt. Sie sind einfach zu müde. Sie stehen in Todesgefahr, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Warum gibt es aber Kriege? Warum hat man sie nicht abgeschafft, wenn sie doch niemand will?

Mit der Säuberung des Westzipfels der Taman-Halbinsel ist die Aufgabe des Bataillons erfüllt, und es bezieht für einige Tage Ruhequartiere in Taman.

Das unter dem Decknamen „Blücher“ erfolgreich abgeschlossene Landeunternehmen war für das Bataillon ein neuer Meilenstein in seiner Geschichte.

Wie die sogenannte „Latrinensparole“ vermeldete, sollten sie wieder zum Küstenschutz auf die Krim verlegt werden.

„MenschensKinder“, schwärmte Lautner, „wenn das wahr wäre! Wieder auf die Krim. Märchenhaft!“

Und dann begann der „Herr Oberlehrer“ zu erzählen:

„Im Jailagebirge, in einem Ort mit dem seltsam schönen Namen Bachtschissaraja, gibt es noch ein Schloß der Tatarenkhane, ganz aus Holz. Schlösser dieser Art sind auf der Welt nur zwei erhalten geblieben. Das andere steht am Südhang des Kaukasus und blickt auf Tiflis hinab. In Tschufut Kale sitzen Karaïmen aus einem Charsarenstamm, der im achten Jahrhundert zum israelischen Glauben übergetreten ist und ein bedeutendes hebräisches Schrifttum besitzt. Charsaren – das war etwas, wovon man in der Unterprima gehört hat. An der Südküste der Krim stehen Schlösser über Schlösser, Villen

über Villen, Palmen wachsen da. Und zwischen Simferopol und Sewastopol gibt es sogar eine richtige Straße.“

„Ich brauch’ keine Villa und ein Schloß schon gar nicht, und nach dem Bachscheißeria – oder wie sonst das Stinknest heißt – will ich auch nicht, und ob in Tschufut kahle Kareimer sitzen, ist mir erst recht völlig Wurscht! – Was ich brauche, ist ein Dach über dem Kopf, ein Bett, eine gute Brotzeit und eine Maß Bier“, sagte Mahler.

„Und dazu ein tolles Weib ...“, rief Riedl aus dem Hintergrund.

„Was seid ihr doch für Banausen!“ maulte Lautner. „Da bemüht man sich ... Aber es ist schon so: ‚Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!‘“

Ein müdes Gelächter war die Antwort.

Mitte September heißt es plötzlich: „Fertigmachen zum Abmarsch!“ Überraschend werden sie auf Lastkraftwagen verladen.

„Wo geht’s denn hin, Herr Leutnant?“ fragte Lautner Leutnant Steiner.

„In den Kaukasus, mein Lieber! Nachdem wir zur See gefahren sind, geh’n wir zur Abwechslung in die Berge. Wir werden Gebirgsjäger“, sagte der Leutnant.

Die Landser schauen dumm drein. Aus ist der Traum von der schönen Krim.

Wütend sagte Mahler zu Lautner, als ob der daran die Schuld trüge: „Aus ist’s mit Palmen am Meer, du Rindviech! Kannst dir dein Tschufut sonstwohin stecken!“

„Aber Hans! Wir fahren jetzt nach

Tiflis, da steht doch das zweite Schloß vom Lautner“, meinte Riedl.

„Ach, rutsch mir doch den Buckel runter!“ brummte der grantig.

Auf staubigen Straßen ging es über Slawianskaja–Krasnodar–Usti–Labinskaja in den Raum südwestlich von Beloretschkaja, in den westlichen Kaukasus. Für den Einsatz im Gebirge fehlte ihnen das nötige Gerät.

„Eine herrliche Gebirgswelt“, sagte Lautner bewundernd. „Wie in den Alpen.“

„Gleich wird der ‚Iwan‘ zu jodeln anfangen, daß das Echo nur so schallt“, brummte Mahler. „Mit einer Gamsfeder auf dem Hut!“

Nach einer Weile fragte er: „Herr Oberlehrer, kannst du uns erklären, was wir überhaupt hier wollen?“

„Worum es hier beim Angriff im Westkaukasus geht“, erklärte Lautner, „ist die Paßstraße zum Schwarzen Meer nach Tuapse. Wer sie beherrscht, hat den Schlüssel zur Stadt am Meer und damit eine entscheidende Stellung im westlichen Kaukasus.“

„Eigentlich gehörst du ins Führerhauptquartier“, sagte Mahler.

Lautner fühlte sich geschmeichelt, er sagte: „Ich weiß schon noch einiges mehr: Kaukasien hat ungefähr 16 Millionen Einwohner, ein buntes Gemisch aus vielen Völkern. Da gibt es zum Beispiel: Georgier, Tscherkesen, Tschetschenen, Inguschen, Arwanen und andere Völkerstämme. Der Kaukasus ist ein breites, zum Teil vergletschertes Hochgebirge, das verkehrsmäßig wenig erschlossen ist. Der höchste Berg ist der Elbrus mit 5633 Metern.“

Das Land ist wirklich schön, her-

risch schön mit dunklem Buschwald, der an den Berghängen wie gemalt aussieht ...

Die Hände der Soldaten klammern sich an die Bordwände des Lastkraftwagens, und die Augen suchen nach allen Seiten das Land ab. Man hat vor ihnen die Brücken zerstört, doch Pioniere hatten, während sie hinter dem Krieg herlaufen, bereits Umwege markiert, die über eine Furt oder eine Steinschüttung ebenso ans Ziel führen. Sie spüren und hören, wie der Wagen auf der ansteigenden Straße härter zieht, weil im stetigen Auf und Ab allmählich das Aufsteigen mehr wird als das Abgleiten. Die Konturen der Berge werden stetig deutlicher und schieben sich immer mehr in die Höhe.

Längst sind sie auf dem Boden Asiens. Der Buschwald wird immer grüner, er zeugt von Regen.

„Hier würde ich Schafe weiden lassen“, sagte Mahler. „Denn hier könnte man von Monat zu Monat dem Grün nachgehen bis spät in den Herbst hinein.“

Und da gerade von Schafen gesprochen wurde, kommt ihnen auch schon die erste Herde entgegen. Um der Tiere willen, damit sie nicht wie der Mensch über den Krieg zu erschrecken brauchen, machen die Lastkraftwagen behutsamere Fahrt. An der nächsten Wegbiegung schaut das Auge auf einen Strom von Schafen, die einem einzigen Mann gehorchen.

Aus einem kohlschwarz umrahmten Gesicht blicken sie buschig umwachsene, wiederum schwarze Augen an. Eine Hand greift an den breitkrepigen Hut, und der Mund spricht zwischen starken Zähnen ei-

ne ihnen unverständliche Begrüßung, die die Landser aber freundlich auf ihre Art erwidern. Die Schafe, offenbar an Fahrzeuge gewohnt, trippeln beiseite, damit sich den Fahrzeugen eine schmale Gasse auftut. Seit längerer Zeit haben sie wohl keinen Menschen mehr gesehen. Das Land aber, das zu keiner Drohung fähig scheint, hat ihnen mit Bäumen, Büschen und Wasser, Gras und grünen Feldern das sichernde Geleit gegeben.

Der ersten Herde folgt eine zweite, wieder ein paar tausend Schafe stark, und es folgt eine dritte, vierte Herde, jede aufkommend aus einer dieser schmalen unergründlichen Gassen zwischen den Feldern.

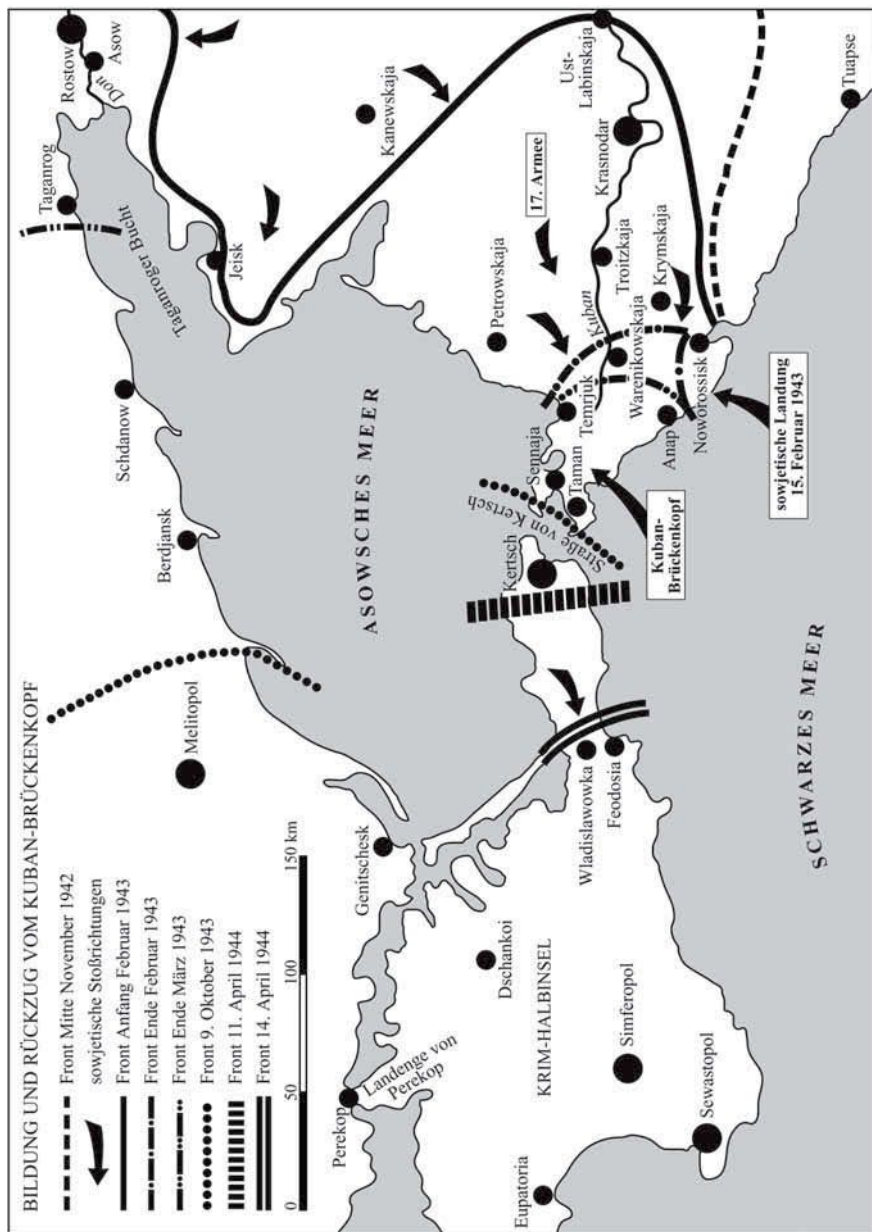
Trüb vom Abendlicht überleuchtet, bekommt das Grün der Landschaft einen Ton von übersatttem Blau. Alle sind nun schweigsam geworden, vielleicht um die Einsamkeit ganz zu spüren. Sie fühlen die Luft der Berge, die nicht mehr von gläserner Trockenheit ist, sondern als Luft spürbar, nicht mehr bloß als Erstarrung von Glut und Frost.

Noch mehr Schafe begegnen ihnen auf der Straße und noch mehr Männer mit dunklen lodenartigen Überwürfen und weiten Kreppeuhüten.

Der Wald in den Bergen war undurchdringlich, voll von dichtem Gestrüpp und hohen Farn- und Rhododendronbüschen. Sehr selten gab es eine Öffnung in diesem Wald, sei es eine Wiese oder ein sogenanntes Dorf mit baufälligen Hütten.

Tag für Tag drangen die Gebirgsjäger weiter meerwärts vor. Ihren Angriffsstoß in Flanke und Rücken zu schützen war ostwärts der Paßstraße Aufgabe der Infanterie.

Der Aufbau einer zusammenhän-



genden Front war hier nicht möglich. Es gab nur einzelne Stützpunkte mit MG-Ständen und Granatwerferstellungen. Jede Gruppe und jeder Posten waren auf sich allein gestellt. Der Gegner war kaum auszumachen. Der Wald bot eine Überfülle an Tarnmaterial, auch für die eigene Seite. Hier hieß es, mit letzter Wachheit und Beobachtungsschärfe jede kleinste Bewegung, jedes leiseste Geräusch zu registrieren und darauf zu reagieren; das heißt, die Hand am Abzug der Waffe zu haben, ehe der Gegner in Stellung sprang.

Sie waren der 1. Gebirgsdivision unterstellt und für einen Einsatz im Gebirge weder entsprechend ausgerüstet noch ausgebildet. Sie erhielten lediglich Maultiere oder Handpferde für den Transport von Munition und sonstigem Gerät, aber ohne Traggestelle. Hilf dir selbst! – hieß die Parole.

Bei der Division glaubte man nicht so recht an einen russischen Angriff in dieser Region. Ein Angreifer müßte durch wegloses Gelände und dichtes Waldgebiet, und das würde er nicht schaffen, hieß es.

Sie bauten sich Nischen in den Berghang und tarnten sie. Ausgesandte Spähtrupps, die die nähere Umgebung durchstreiften, konnten vom Gegner nichts feststellen. Trotzdem wurde höchste Wachsamkeit empfohlen.

Um Gewißheit zu erlangen, wo sich der Russe überhaupt befindet, wird ein Zug zu dem etwa 15 Kilometer entfernten Ort Bonoj losgeschickt, der in südlicher Richtung liegt.

Vorsichtig, nach allen Seiten sich erndend, bewegen sich die Grenadiere durch den dichten Buchen- und

Eschenwald vorwärts. Leutnant Steiner führt.

Kurz vor der Abenddämmerung wird das Dorf erreicht, das in einem Talkessel liegt. Wie Finger von überschlanker Form zeigen Pappeln in den Himmel.

Weit in die Tiefe des Tales hinein haben die Berge Platz geschaffen für ein schmales Dorf, das sich entlang eines Fließchens ausbreitet.

Grün um das Dorf gibt es kaum, dafür nur Fels. Er ist hart in seiner Farbe, und der Bewuchs, wo die Sonnenglut ihn verzehrt, graubraun versengt. Vom Feind ist nichts zu sehen.

„Riedl“, sagt der Leutnant, „gehen Sie mal mit Ihrer Gruppe vor und sehen Sie sich den Ort etwas genauer an. Bei der geringsten Feindseligkeit setzen Sie sich sofort ab. Wir gehen hier in Stellung und geben Ihnen Feuerschutz. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Die Gruppe Riedl pirscht vorsichtig an das Dorf heran.

Die Häuser könnten mit ein paar Abwandlungen genausogut in Tirol stehen. Sie sind aus Holz mit massiv gestützten Balkonen, die eine wahre Blumenpracht aufweisen.

Die Fenster sind klein, wie der Mensch sie baut, wenn er das Haus unter einem warmen Klima kühl halten will. Die Bauten sind vielleicht plump, doch es ist gebaut worden, wie die Natur es wollte und der ungebrochene Geschmack, der sich ihr anpaßte: vom Steinbeschlag vor dem Haus bis hinauf zum geflochtenen Kamin, einem Rauchfang nach alten Erfahrungen, der nichts anderes ist als ein sich nach oben verjüngender und mit Lehm verfugter Korb. Dem

von der Zivilisation verwöhnten Auge erscheint er eher wie ein kleiner, eigenwilliger Turm, während er doch nur die Haube über der Feuerstelle bildet.

Plötzlich erscheint aus dem Dorf ein wild galoppierender Reitertrupp und feuert jubelnd mit über den Köpfen geschwungenen Gewehren unaufhörlich in die Luft, bis die Patronengurte offenbar leergeschossen sind.

„Keine Angst“, beruhigt Lautner die Gruppe, „die tun uns nichts. Das ist hier der Brauch so. Das gehört zu unserer Begrüßung.“

„Kenn ich“, sagt der kleine Maier, „hab’ ich in Karl Mays ‚Durchs wilde Kurdistan‘ gelesen.“

Es ist tatsächlich hier ein Willkommensgruß, ein rauher freilich, der sicherlich nicht ganz gefahrlos ist. Mißt man die Freude nach ihrer Lautstärke, so ist sie groß und läßt keinen Zweifel, daß die Fremden genehm sind.

Die Sprache der Begrüßung ist so einfach wie der Ausdruck des Jubels. Bartumrahmte oder tief ausrasierte Gesichter lachen die Deutschen an, und diese lachen zurück. Nur ist ihr Lächeln, weil sie doch etwas erschrocken sind, nicht ganz echt.

Auf einmal sind auch die Dorfbewohner auf den Beinen, und der Ort scheint sehr viele Einwohner zu haben. Die Leute drängen sich immer enger an die Soldaten, winken und lachen, rufen ihnen freundliche Worte zu.

Längst ist es unmöglich geworden, gegen diesen Freudenausbruch anzukommen. Da erscheint auch der Leutnant mit den anderen Gruppen. Nun fängt die Begrüßung erst recht

an. Man grüßt und winkt, und die Soldaten grüßen zurück.

Plötzlich tritt ein Mann aus der Menschenmauer heraus. Ein Arm fehlt ihm. Der andere scheint jedoch viel Macht auszuströmen über das Volk.

„Vorsicht, Herr Leutnant!“ flüstert Riedl dem Offizier ins Ohr. „Das Gesicht des Kerls gefällt mir nicht!“

Der Mann mit den stechenden schwarzen Augen beginnt zu sprechen:

„Ich rede Ihre Sprache, wenn auch nicht gut. War im ersten Krieg in deutscher Gefangenschaft. Gutt!“

Dann erklärt er, gestern sei er noch nicht Bürgermeister von Bonoj, sondern nur Bändit gewesen. Der Mann hat etwas von der kalten Größe eines wirklichen Herrn, als er, in der deutschen Sprache doch weniger sattelfest als vermutlich in den Obliegenheiten eines Bandenführers, nach den Wünschen der Deutschen fragt.

Der Leutnant sagt: „Die Leute mögen wenigstens den Hof räumen. Und besten Dank für die freundliche Begrüßung.“

Sofort wird der Hof – es ist der Schulhof – geräumt.

Nachdem der Bandenführer seine Karte aufgedeckt hat, schlagen rings um die Soldaten her die berittenen Männer sich auf die Brust und sagen: „Bändit!“ So also ist das: Der Einar-mige ist der Chef. Sie sind Bandenmitglieder. Nachdem sie derart ihre Visitenkarte überreicht haben, drängen sie den Volkshaufen durch das Tor hinaus. Dann schließen sie, in einem Abstand des Respekts, um die Deutschen einen Kreis.

„Ich glaub’ doch, daß wir in eine Falle getappt sind“, sagt Mahler leise.

„Nur keine Schwäche anmerken lassen!“ flüstert Riedl.

In der Eile und der liebenswürdigen Geschwätzigkeit des Banditenchefs, die an die Stelle der freundlich drohenden Haltung tritt, wird den Deutschen schnell ein wenig Volkskunde und Brauchtumslehre beigebracht. Seit ihrem Eintritt in dieses Tal, was den Banditen ja nicht entging, befinden sich die Deutschen im Raum des Volkes der Karatscheij.

Was das ist, Karatscheij?

Damit die Deutschen nicht wechseln, was Volk und Volksbrauch ist, beginnt die Begriffszerlegung, die nur auf das Deuten mit den Händen und auf die zwei Worte Karatscheij und Bándit angewiesen ist. Danach nennt das Volk sich Karatscheij. Von Beruf aber sind die Karatscheij Banditen. Bándit aber ist ein Ehrenname. Alles, was Bándit ist, kämpft seit allen Zeiten, nicht erst seit Lenins¹²⁾ Machtergreifung, gegen die Herren im Kreml, gegen Zaren wie Kommissare¹³⁾. Chef der Banditen in diesem Raum ist der Einarmige, der sich nun vertraulich zum Leutnant beugt und die Frage stellt, ob die Deutschen den Banditen die Waffen abnehmen oder belassen werden.

Der Leutnant scheint ein gewiefter Diplomat zu sein, er sagt:

„Sofern ihr, die Karatscheij, euch bereit erklärt, unser Vorhaben nach besten Kräften zu unterstützen, könnt ihr eure Waffen behalten und auch offen tragen.“

„Ich habe diese Antwort erwartet“, sagt der Banditenchef. Er winkt, und der Ring, den seine Leute um die Soldaten gebildet hatten, ist plötzlich nach allen Seiten offen.

Dann erläutert der Chef der Bandi-

ten den Deutschen noch einmal den Ehrennamen „Bándit“: Zu allen Zeiten hätten die Bewohner dieser Täler die Waffen geführt und im Sinn der Freiheit (die sie meinen) gebraucht. Sie seien Feinde des Zaren gewesen und Feinde des Bolschewismus und hätten von ihren Waffen nach dieser Seite hin ergiebig Gebrauch gemacht. Neun Bolschewiken hätte allein er, der Oberbandit, in den Jahren seiner Bandentätigkeit erschossen. Und wenn auch die Abschußzahlen der anderen Banditen nicht heranreichen könnten an die seinigen, so habe sich der Kampf doch gelohnt.

Was blieb denn anderes übrig, als dem Einarmigen die Zusage zu geben, die denn auch später offiziell bestätigt wurde: daß die Karatscheij ihre Waffen behalten dürften ...?

Der Oberbandit wird vertrauensselig und läßt sich weiter aus über seine Pläne und Möglichkeiten des organisierten Kleinkampfes im Gebirge. Mit der Zuneigung der Karatscheij stehe den Deutschen alles offen. Das Mißtrauen des Volkes aber werde den Deutschen jeden Zugang zu den Bergen versperren. Er, der Oberste der Banditen, habe sich aus Gründen der Vorsicht nur mit einer beschränkten Zahl von Kundschaftern hier eingefunden, um Bescheid zu holen über die hauptsächlichste Frage. Die Masse der Banditen sei unauffindbar in den Bergen versteckt und würde jetzt erst, nach dieser bündigen Zusage, ins Tal herabsteigen.

Der Leutnant hatte auf die Frage eindeutig geantwortet und sich damit Alternativen erspart. Rechtsfragen werden hier, wenn auch der Kreml die Zeichen seiner Macht überall angeschrieben hat, mit dem Gewehr

ausgetragen. Viele Strafexpeditionen hatten die Russen bereits in die Berge geschickt, jede mit einem gewissen Erfolg, jede aber auch mit enormen Verlusten. Die letzte Operation fand im Herbst 1939 statt, als die Bergbewohner wieder einmal Morgenluft witterten, wie man später zu hören bekam.

Keine Stunde vergeht, dann steht im Schulsaal ein verzinntes Faß mit zwei Zentnern Honig. Wasser wird in Fässern angefahren, Hammelfleisch, roh und gebraten, wird in ganzen Seiten herangeschleppt, und immer wieder wird nach den Wünschen der Deutschen gefragt.

Einen Wunsch haben diese noch, einen für morgen früh, für den Rückmarsch: Man möge ihnen leihweise Esel zur Verfügung stellen, die Geschenke und Waffen zu ihren Stellungen zurückbringen können.

Der Oberbandit kann ihnen nichts mehr abschlagen. Morgen früh um vier Uhr sollten alle im Dorf entbehrlichen Esel hierher in den Schulhof getrieben werden, erklärt er. Die Organisation scheint zu funktionieren, die Karatscheij gehorchen, die biederen Raufbolde der Freiheit wollen sich sogar von ihren Lasttieren trennen, um den Deutschen zu helfen.

Es lärmt die ganze Nacht im Dorf, weil die Leute ihre Freude gegen die Bergwände knallen lassen. Dienstbare Frauen, die Gesichter bis auf einen knappen Raum zwischen Lippen und Brauen in Tücher eingebunden, schöpfen Wasser aus dem Faß und verrühren Honig darin. Der Geruch von Airan ist um sie, und am gebratenen Hammelfleisch kleben Maden. Ein Geruch von Schafwolle und Knoblauch weht durch den Raum.

Das Volk der Karatscheij hat eben andere Bräuche als die Völker in anderen Breiten.

Die Berge formen die Menschen, und wenn alle Jahre wieder eine Strafexpedition gekommen ist und nach landläufiger Art ganze Arbeit geleistet hat, dann sind diese zum Freiheitskampf wie zu einem Handwerk prädestinierten Männer wieder aus ihren Schlupfwinkeln in den Bergen hervorgekrochen und haben Fehde angesagt – bis zur nächsten Strafmaßnahme. Das Waffentragen und der Kampf sind hier Mannesberuf und Arbeit. Was Westeuropäer Arbeit nennen, ist nicht nach dem Geschmack der Karatscheij. Im Frühjahr ziehen die Männer aus den Dörfern mit dem Vieh hinauf zu den Almen und bleiben den Sommer über auf den Weideplätzen, der Einsamkeit hingegeben, der Jagdleidenenschaft frönend und nur von Eingeweihten aufzufinden. Dann gibt es im Tal nur Greise, Frauen und Kinder.

Ein Hundertjähriger aber braucht hier noch kein Greis zu sein, wo Leute mit hundertacht oder hundertzehn Jahren so häufig anzutreffen sind wie in Deutschland und anderswo Achtzigjährige. Bei so viel starrendem Schmutz mag es zwar schwer sein, einen Säugling über die ersten Lebensmonate wegzubringen, doch wer das alles übersteht, ist gesund genug, um dann hundertzehn Jahre alt zu werden – sofern nicht eine Kugel dem zähen Leben ein Ende bereitet.

Um vier Uhr am Morgen stehen die versprochenen Esel bereit. Der Rückmarsch des Zuges Steiner beginnt. Die Deutschen werden von ihren Gastgebern freundlich verabschiedet. Jubelnd schießen wieder einige

in die Luft, so daß jeder Knall dutzendfach durch das Tal poltert, bis er in weiter Ferne ausklingt ...

Der Kampf wurde härter. Und so kam es dann, wie es kommen mußte. Bedingt durch die starken Ausfälle erlahmte die Stoßkraft des Angriffs. Das Ziel konnte trotz hartem Einsatz und großer Opferbereitschaft des XXXIV. (44.) Armeekorps, des LVIII. (58.) Armeekorps und des IL. (49.) Gebirgskorps nicht mehr erreicht werden.

Die Stellungen im Westkaukasus, an der Straße nach Tuapse und an den berühmten Heerstraßen des Hochkaukasus, mußten nun gegen die angreifenden Sowjets verteidigt werden.

Im Rücken der Deutschen waren seit Monaten sowjetische Kommandotrupps und Partisanenverbände eingesickert. Die deutsche Front war so dünn, daß das niemand verhindern konnte.

Mit überlegenen Kräften versuchten die Sowjets in zahlreichen Angriffen die schwachen deutschen Sicherungen zu durchbrechen und von der Flanke her die Stoßkraft des deutschen Angriffs entlang der Paßstraße abzuwürgen.

Einmal war es früh am Morgen, einmal in der Abenddämmerung, wenn die Russen angriffen. Im Schutz der Dunkelheit schlichen sie sich an und versuchten die Deutschen zu überwältigen. Reaktionsschnell mußte sich jeder selbst schützen können. Ein andermal konnte mit einem rechtzeitigen Feuerhagel der gegnerische Ansturm zurückgeschlagen werden. Bei Einbrüchen des Gegners

hieß es, ihn in Gegenstößen zu werfen oder zunächst wenigstens dessen Vordringen abzublocken, bis Verstärkung kam.

Für die Fahrzeuge des Nachschubs mußten in diesem gebirgigen Waldgebiet erst Wege und Schneisen ausgeholt werden. Die Kämpfe waren meist besonders verlustreich, da der Einsatz von Artillerie und schweren Waffen sehr erschwert war.

Die Artilleristen schleppten ihre Munition in trockene Felshöhlen. Aber was half das? Man konnte zwar schießen, aber nicht treffen. Infolge der starken Seitenwinde waren die Abweichungen unberechenbar, kein Ziel wurde mehr erfolgreich beschossen.

Was die Sanitäter bei der Bergung und beim Transport der Verwundeten leisten mußten, war unbeschreiblich. Jeder Tag dieses entsetzlichen Krieges war angefüllt mit den Taten namenloser Helden im Dienst der Menschlichkeit.

Hier zeigte sich eine Leistung, wie sie die Kriegsgeschichte kaum kennt. Der aufopferungsvolle Kampf im Westkaukasus und im Kubangebiet ist ein Kapitel des Krieges, in dem sich Tapferkeit und Hingabe von Offizier und Mann manifestieren, und zwar nicht nur an der Waffe, sondern ebenso mit dem Spaten, neben Pferd und Tragtier.

Die deutsche Wehrmacht zeigte sich hier besonders eindrucksvoll in ihrer Struktur, frei von sozialen Schranken und Vorurteilen. Sie war die einzige Armee der Welt, in der Offizier und Mann die gleiche Verpflichtung teilten. Der Offizier war nicht nur Vorkämpfer, sondern auch „Vorarbeiter“, ein „Landser mit Schulter-

stücken“, der durch seinen selbstverständlichen Einsatz in der Trägerkolonne oder an der Zugmaschine das Vorbild zur Überwindung der Erschöpfung gab. Nur so konnte unmöglich Erscheinendes noch gemeistert werden.

Die Regenzeit war im Herbst 1942 früh hereingebrochen. Wolkenbrüche stürzten vom Himmel. Orkanartige Stürme rasten über die kaukasischen Berge, über Täler und Wälder. Flüsse traten über die Ufer. Bäche wurden zu reißenden Wildwassern. Stege und Brücken wurden weggeschwemmt, die Fernsprechleitungen von den Masten gerissen.

Vom Meer her wehte ein scharfer Nordostwind, der den Soldaten mit Schnee vermischten Regen in die Gesichter peitschte. Immer tiefer fraßen sich die Fahrbahnen in den Schlamm hinein. Immer wieder mußten die Pferdegespanne umgeschirrt und vorgespannt werden. Immer wieder wurden die Fahrzeuge mit Menschenkraft vorwärts gebracht. Immer wieder blieben Wagen in einer schier hoffnungslosen Weise stecken. An manchen Tagen schaffte eine Nachschubkolonne nicht mehr als drei oder vier Kilometer. Das Futter der Pferde ging zu Ende. Kurze Zeit vorher, als der Regen noch nicht begonnen hatte, hatten sie in einem Tag eine Strecke zurückgelegt, für die sie jetzt eine Woche benötigten.

Hier im Schlamm herrscht oft das vollkommenste Durcheinander. Einheiten sind auf Kilometer auseinandergerissen. Niemand kann etwas dagegen tun, daß sich eine neue Soldatenschar in die kleine Lücke der

Marschkolonne von rechts oder links einschleust. Die sogenannte Straße ist nichts anderes als ein durch etwas Kies und Schottersteine flüchtig befestigter Fahrweg, den die leichten Bauernwagen zur Not noch eben überwinden können. Der Nachschub einer Armee zermalmt solch einen Weg in wenigen Stunden.

Irgendein pferdebespanntes Fahrzeug des kilometerlangen Heerwurmes rutscht mit dem Hinterrad in ein unter einer Wasserlache verborgenes Loch. Das Rad bricht. Die Deichsel steigt in die Höhe. Die Pferde werden hochgerissen, scheuen und schlagen über die Stränge. Ein Strang reißt. Das nächste Fahrzeug versucht, links zu überholen. Es kommt aber nicht richtig aus der tiefen Fahrspur heraus. Das rechte Hinterrad des zweiten Wagens verhakt sich in das linke des ersten Wagens. Die Pferde steigen und keilen nach allen Seiten aus. Es geht weder vorwärts noch rückwärts. Ein Munitionskraftwagen, der leer von vorn kommt, versucht, auf dem schmalen Rest der Straße an dem Knäuel vorbeizukommen. „Die Artillerie hat sich verschossen¹⁴⁾! Wir müssen durch!“ Der Lastkraftwagen rutscht bei seinem Versuch, zu passieren, ganz langsam in den Graben. Er bleibt stehen. Es ist nur ein gewöhnlicher leichter Wagen. Allein kommt er nie mehr heraus.

Die Straße, die Nachschubstraße der Armee, ist verstopft. Jedermann wird von einer wilden Wut erfaßt. Alles brüllt sich gegenseitig an. Schwitzende, fluchende, mit Schlamm bedeckte Männer schlagen sinnlos auf schwitzende, zitternde, mit Schlamm bedeckte Pferde ein, denen der Schaum vor dem Maul steht.

Plötzlich breitet sich dann Ruhe aus. Irgendeiner steckt sich eine Zigarre an. Irgendeiner ergreift die Initiative. Die Pferde werden ausgeschirrt. Der Lastkraftwagen wird von Pferden an einem Seil, an das eine Vorderbrake montiert ist, rückwärts aus dem Graben gezogen. Das Fahrzeug mit dem zerbrochenen Rad wird abgeladen. Das Wasser läuft den Männern bis in die Stiefel hinein. Sie fassen in die schlammigen Räder und wuchten mit Hauruck das leere Fahrzeug zur Seite. Das zweite wird wieder eingeschirrt und fährt weiter. Der Lastkraftwagen passiert und knattert nach hinten zum Munitionsdepot.

Unzählige Male spielen sich an einem Tag solche Szenen ab.

Der Schlamm ist so tief, daß er oft bis zu den Knien reicht. Selbst der Verkehr mit Panjewagen und Tragtieren wurde unmöglich. Pferde und Maultiere sanken bis zum Bauch in den Morast ein. Fahrzeuge und Geschütze hingen fest. Bespannte Feldküchen wurden in den Fluten der reißenden Gebirgsbäche mit Mann und Pferd wie Spielzeug weggerissen und gingen in Strudeln unter. Die Postenunterschlupfe und Gefechtsstände waren voll Wasser. Grenadiere und Jäger starben in ihren Postenlöchern an Unterkühlung und Erschöpfung. Pferde und Tragtiere versanken im Schlamm oder bekamen die Räder und gingen ein.

Dann kam plötzlich über Nacht der in diesen südlichen Breiten so charakteristische Wintereinbruch mit starkem Frost und ebensolchen Schneefällen im Wechsel mit ebenso plötzlichem Tauwetter. Wieder wurden die Wege grundlos und schmie-

rig, an den Hängen bestand eine gefährliche Rutschgefahr.

Es ist tiefschwarze Nacht. Der Regen prasselt von den Zweigen der Bäume auf die mit Zeltplanen abgedeckten Deckungslöcher. Granateinschläge beleuchten mit zuckenden Blitzen für Sekunden schwach den Wald. Sie blenden mehr, als sie erhellen.

Die Uniformen werden nie trocken. Die Körper frieren zur Nachtzeit in dem nassen Zeug, das sich klatschend um den Körper legt. Die Rucksäcke modern. Die Munition zeigt grüne Rostflecke. Und unter dem Farn, den sie täglich in Bündeln in ihre Deckungslöcher schleppen, gurgelt das Wasser.

Riedl klappert vor Kälte mit den Zähnen und denkt: Wenn es nur bald Tag würde. In der Ferne hört er rasch hintereinander eine Serie von Abschüssen. Dann die Einschläge. Ganz dicht liegen sie. Der Wald heult auf im Schein plötzlich aufflammender Blitze. Die Erde bebt.

Und wieder nur das eintönige Geräusch der fallenden Tropfen auf den Zweigen und das Brausen der Windstöße.

Plötzlich knattern Maschinengewehre. Riedl erhebt sich, hört Schreie: „Die Russen kommen!“

Dann ist die Hölle los! Im Wald dröhnt es von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, Schreie gellen durch den dämmernden Morgen, Schreie der Wut, des Entsetzens und des Triumphes.

Der Russe will den Berg, eine beherrschende Position der deutschen Verteidigung, unbedingt nehmen.

Die Wucht des gegnerischen Angriffs ist überraschend stark. In überwältigender Überzahl kommen die Sowjets den Hang herauf, springen von Baum zu Baum und dringen in die dünnen deutschen Stellungen ein. Ein schauriger Nahkampf entbrennt.

Riedl schießt mit seiner Maschinenpistole auf einen dunklen Schatten, der plötzlich vor ihm auftaucht. Weg ist er! Aber da kommen sie aus dem Farnkraut, das Feuer ihrer Maschinenpistolen blitzt auf, Geschosse klatschen an die Bäume und heulen als Querschläger durch den Wald.

„Zurück! Runter vom Berg! Absetzen!“

Riedl hört die Schreie seiner Kameraden: „Wir müssen zurück!“

Von Baum zu Baum, durch dichtes Unterholz und Farnestrüpp, arbeiten sie sich den Berghang hinunter. Riedl atmet schwer, als er unten ankommt. Schnell wird gesammelt und eine neue Abwehrlinie aufgebaut. Bärtige Gesichter voll Schmutz und Kratzwunden, eingefallene Leiber in weit hängenden Feldblusen, darunter Reste von Hosen, nur noch Bund und ein wenig graue Fahne, so kommen sie daher gleich Bettlern. Sprechen können sie kaum noch.

Die Russen haben von beiden Bergseiten her angegriffen. Trotz verbissener Gegenwehr waren sie stärker. Tote und Schwerstverwundete mußten zurückbleiben. Verwundete, soweit sie dazu in der Lage waren, schleppten sich mit den Berg hinunter. Als sie liegenblieben, zerrte man sie in ein Gebüsch: Bleib hier, wo kein Russe dich findet! Ilex und Brombeersträucher rissen die Uniformen in langen Streifen vom Körper.

Die Gruppe Hartmann fehlt vollständig, niemand weiß etwas von ihr. Sie ist noch droben am Berg. Ab und zu hört man vereinzelt noch Feuerstöße von oben. Aber der Russe drückt nicht nach, er gibt sich anscheinend mit der Eroberung des Berges zufrieden.

„Von denen kommt keiner mehr lebend den Berg herunter“, murmelt Mahler und legt einen neuen Gurt in sein MG ein.

Kaum hatten sie eine neue Aufangstellung bezogen, kam der Befehl zum Gegenangriff. Der Berg mußte wieder her!

Unterstützt durch Einheiten des Nachbarregiments begann der Angriff auf dem Berg Oplebek.

Die Russen waren überrascht über den plötzlichen Gegenangriff, der mit einem außerordentlichen Schwung vorgetragen wurde.

Wieder kam es zu Kämpfen Mann gegen Mann im finsternen Wald. Sie waren alle wie rasend. Immer weiter drangen sie gegen die Höhe vor. Zahllose dunkle Flecke blieben hinter ihnen zurück. Sie näherten sich immer mehr dem Berggipfel. Die dunklen Stellen häuften sich dort zu Klumpen – Tote, Tote!

Es war Nachmittag geworden, später Nachmittag. Die Sonne stahl sich noch einmal verschämt durch graublau Wolken. Das Tal verdüsterte sich. Der Berg war wieder in ihrer Hand. Die Verluste waren schwer.

Erschöpft lehnt Riedl an einem Baum und starrt auf die Toten, Deutsche und Russen.

Endlos dehnen sich die Wälder. Müde trotten die Soldaten an den

Buchenstämmen dahin. Schneetreiben hat wieder eingesetzt und verlöscht ihre Spuren. Der Rückzug hat begonnen, ein deprimierendes Gefühl.

„Warum, Herr Leutnant, müssen wir eigentlich zurückgehen?“ fragt Riedl.

„Da oben, bei Stalingrad, da ist der Russe durchgebrochen und hat unsere eingeschlossen. Zwischen Tschir und Don ist für uns eine schlechte Lage entstanden. Dadurch werden wir hier, am Kuban, lahmgelegt; uns droht die Abtrennung, so als wären wir auch eingeschlossen. Darum müssen wir zurück!“ sagt Leutnant Steiner müde.

Apathisch setzen sie die müden Füße in den rutschigen Schneeboden. Einer will sich hinsetzen; er kann nicht mehr, sagt er. Der Nachfolgende gibt ihm einen Tritt: „Vorwärts! Wir dürfen nicht stehenbleiben!“

„Verdammt!“ schimpft Mahler, der MG-Schütze. „Eigentlich wollte ich Weihnachten in Sotschi verbringen. Am Meer unter Palmen. Wäre doch mal ein völlig anderes Weihnachtsgefühl gewesen.“

Keiner gibt ihm eine Antwort.

Der Wind fährt durch die Bäume. Schneelasten prasseln hernieder.

Merkwürdigerweise hat niemand Hunger. Von vorn hört man Schüsse. Die Landser hocken sich an den Bäumen nieder. Dann ist plötzlich wieder Ruhe, und es geht weiter.

Weiter vorn bietet sich ihnen ein gespenstisches Bild. Aus dem Weiß eines Strauches blickt mit starren Augen ein Männergesicht mit schwarzem Bart. Ein toter russischer Soldat oder Offizier hängt im Ge-

büsch, und die starren Zweige halten sein Gesicht empor.

Ihre Apathie ist vergangen, scharf suchen die Augen den Wald ab.

Sie erreichen den Rand des Waldes. Es dunkelt bereits. Vor ihnen liegt ein verschneites Dorf. Ein Spähtrupp geht vor. Windstöße wirbeln die Schneeflocken so dicht, daß sie die vorgehenden Kameraden nicht mehr sehen können. Es dauert aber nicht lange, bis der Spähtrupp zurückkommt.

„Im Dorf sind nur Zivilisten!“ berichtet der Spähtruppführer.

Die Kompanie, das heißt das, was noch von ihr übrig ist, zieht im Dorf unter. Rast und Wärme! Die Kälte jagt Schauer durch den Körper. Die Nässe sickert schon durch die Uniform.

Es wird abwechselnd gewacht. Jeder behält die Hand an der Waffe. In den Hütten ist es totenstill, als sie auf das Stroh fallen. Nur der Schneesturm rüttelt an der Tür und an den winzigen Fenstern ...

Am nächsten Tag setzte plötzlich wieder Tauwetter ein, und überall war Schlamm, breiiger Schlamm, bis zu den Knien.

„Mensch, Karl“, sagte Lautner zu Riedl, „was werden wir noch alles über uns ergehen lassen müssen. – Den ganzen Winter hindurch mußten wir die Parpatsch-Stellung auf der Krim halten; waren bei der Eroberung von Sewastopol und Kertsch dabei. Und nun wühlen wir hier im Schlamm herum als Nachhut für die 1. Gebirgsdivision.“

„Ja“, antwortete Riedl, „das haut den stärksten Kerl um.“

Die Russen greifen plötzlich von den Hängen herunter das Dorf an. In Bataillonsstärke kommen sie, zwischen Bäumen den mähdenden Maschinengewehren ausgeliefert. So plötzlich, wie sie erschienen, verschwanden sie auch wieder. Es sollte wohl nur ein Versuch sein, um zu erfahren, wie stark die Deutschen sind.

Die Dorfbewohner sind verängstigt und beginnen hinter ihren Hütten Splittergräben auszuheben.

Gegen Mittag klart es etwas auf, und schon kommen russische Schlachtfieger. Mit heulenden Motoren ziehen sie einige Schleifen über dem Ort. Die Dorfbevölkerung hockt in ihren Gräben. Die Schlachtfieger knallen einige Garben über die Hütten, und als sich nichts rührt, ziehen sie ab.

„Nachts hat man vor lauter Läusen und Wanzen keine Ruhe, tagsüber greift der ‚Iwan‘ an – auch noch aus der Luft“, sagt Riedl. „Eine wahrhaft verrückte Gegend! Die Sonne geht hier auch im Dezember um vier Uhr morgens auf. Und mittags um halb zwei stehen schon die Sterne am Himmel ...“

„Ich kann’s nicht ändern“, knurrt Lautner.

In der Gegend von Maikop, nach dem Überschreiten der langen und vielen Brücken, beginnen die Eichen und schließen die Straße, die auch verschlammt ist. Eine Reihe der Bäume ist abgesägt und quer über die Fahrbahn gelegt worden; sechzig Kilometer weit Eiche um Eiche, damit den Russen das Nachrücken erschwert würde.

Das ist wahrlich ein Wald wie von Gottes Gnaden. Mit majestätischer Überlegenheit nimmt er die Landser

auf. Der Eichenwald ist so schön und so reich und so maßlos wie alles Russische. Nach sechzig Kilometern tun sich die ersten Blößen auf.

Die Baumstümpfe stecken noch, da Eichenholz von der Fäulnis nur wenig zerfressen wird, kahlgeschält im gleichen Boden, aus dem inzwischen Bohrtürme und Öltraffinerien emporgewachsen sind. Den Wald hatte man so weit ausgehauen, daß man arbeiten konnte. Wie ein Kloster schaut die Raffinerie vom Berg herab. Die Ölleitungen sind sinnlos geworden, denn die Bohrtürme hat man unbrauchbar gemacht und die Bohrköpfe mit Zement verschlossen.

Nur der Ort Neftegorsk scheint bereits länger aus dem Wald herausgerodet zu sein. Die Perlschnüre der sowjetischen Flieger zerhacken den Boden und rinnen auf die Häuser nieder. Bomben rauschen herab, explodieren mit donnerndem Krachen und werfen Dreckfontänen gegen den Himmel.

Die Häuser sind mit eichenem Schindelholz gedeckt. Das Wasser im Ort ist knapp und schmeckt nach Erdöl.

Die Frau des Hauses, an das Riedl und Mahler ihr Zelt geklebt haben, bringt ihnen freundlich halbfauler Waldbirnen. Sie hat schätzungsweise sechs Kinder und keinen Mann; der mußte Soldat werden. Wo sie schlafen, führen Tür und Weg zur Straße. Des Morgens kommen Frau und Kinder heraus und verrichten in der Nähe des Zeltes ihre Notdurft. Dann bringt die Russin mit freundlichem Lächeln Waldbirnen zum Zelt.

Seltsam mutet in diesem Ort der alte Dorfkern an, der aus der Zeit vor dem Ölaufkommen stammt. Über den

Eingängen jener Häuser grüßen den Gast sorgsam geschnitzte Lauben, jedes Eichenbrett einzeln geschnitzt und die Fülle solchen Schnitzwerks zu einer Art Bogengewölbe gefügt. Die Säulen aus Eichenholz sind sauber gedrechselt. Die Fensterläden tragen reichlich Zierat. Das harte Holz der Wälder ist zu reicher und geschmackvoller Ausstattung verwendet worden.

Nachts fallen wieder Bomben. Seitdem ist das Häuschen etwas windschiefer als vorher.

Die russischen Flugzeuge führen außer Bomben, Bordkanonen und Maschinengewehren jedes nur erdenkliche Wurfgeschöß mit sich. Bei der Ausdehnung der Front sind nicht immer gleich deutsche Jäger, ist nicht immer gleich Flak¹⁵⁾ zur Stelle.

Unten an der Schlammstraße wird eine Pak¹⁶⁾ postiert. Unteroffizier Roß ist der Geschützführer. Der Russe soll angeblich Panzer bereitstehen haben. Amerikanische sollen es sein.

Mit Anbruch der Morgendämmerung beginnt der Feind mit Granatwerfern zu schießen.

„Hans“, sagt Riedl, „jetzt ist der ‚Iwan‘ da mit seiner Streitmacht; fehlt nur noch die ‚Stalinorgel‘¹⁷⁾!“

Kurz darauf knallen die ersten Infanteriegeschosse gegen die kleine Hüttenwand.

Alle wissen, daß der Russe nun bald angreifen wird. Und es dauert auch nicht lange, da kommen sie aus dem Wald den Hang herunter.

„Laßt sie näher rankommen!“ schreit der Kompaniechef.

Obergefreiter Riedl und Mahler als MG-Schütze liegen am Rand des Bombentrichters. Das Gelände vor ihnen wimmelt plötzlich von Rotar-

misten. Überall Granatwerfereinschläge.

Das Maschinengewehr beginnt in kurzen Feuerstößen zu rattern. Auch die anderen schießen.

Die vorderste Linie der Angreifer stürzt zusammen, die Reihen beginnen zu wanken.

„Sie gehen zurück!“ schreit Mahler. „Mensch, Karl! Wir haben’s wieder mal geschafft!“

Da zerschellt gellend ein Infanteriegeschöß am Laufmantel des Maschinengewehrs und schrillt seitlich davon.

„Verdammt!“ brüllt Mahler erschrocken, und wieder einmal hatte der Tod ihm eine Chance gegeben.

Viele Verwundete sind während dieser Tage auf die wenigen Katen verteilt worden, die bald hoffnungslos überfüllt waren. Manchmal mußten Verwundete eine Zeitlang in Scheunen liegen. Alles, was transportfähig und nicht dringlich war, wurde gleich in das Feldlazarett nach Krasnodar weitergeleitet.

Eine Masse von Verwundeten, deutsche Soldaten und gefangene Rotarmisten, gingen in diesen Tagen durch die Hände der deutschen Ärzte.

An Hand der Berichte der Verwundeten konnten Ärzte und Sanitäter das Kampfgeschehen in allen Einzelheiten verfolgen. Die plötzliche unerhörte Verschlechterung der Kampfbedingungen hatte bei den Soldaten eine Art stummer Wut erzeugt. Aus allen Berichten sprach stiller Respekt vor der Tapferkeit des Gegners.

Daß sie übrigens seit Wochen im Kampf waren und Tag und Nacht un-

ter freiem Himmel verbrachten, davon wurde nicht gesprochen. Sie hatten alle vergessen, daß sie einmal Arbeiter, Bauern, Handwerker gewesen waren. Das war zu lange her. Sie waren nun hochqualifizierte Spezialisten des Nahkampfes geworden. Mit kalter Sachlichkeit tauschten sie ihre Erfahrungen aus. Die russischen Verwundeten zeigten sich ebenso unempfindlich gegen Schmerzen wie gegen Freundlichkeiten. Auch sie waren von der stummen Wut erfaßt. Jetzt begann der Krieg in seiner ganzen Härte.

Manchmal waren Ärzte und Sanitätspersonal so überlastet, daß sie nicht die Zeit aufbrachten, zwischen-durch etwas zu schlafen.

Am Rand des Ortes war ein Friedhof entstanden. In der Schreibstube lagen – säuberlich geordnet – die kleinen Häufchen von Gegenständen, die den Toten abgenommen worden waren – ein Spiegel, eine Briefftasche, ein rührendes Bild von einigen pausbäckigen Kindern, einer hübschen Frau oder von einem kleinen Haus am See, manchmal eine Taschenuhr und manchmal ein paar mit Blut verschmierte Geldscheine.

Die deutschen Sanitätseinheiten nahmen die Bekämpfung der Malaria in Angriff. Sie erstreckte sich gleichermaßen auf die Truppe und auf die Zivilbevölkerung. Größere Reihenuntersuchungen hatten ergeben, daß als Zeichen einer chronischen Malaria bei einem großen Teil der russischen Zivilisten die Milz vergrößert war; insbesondere bei Kindern, blassen, ausgemergelten Geschöpfen mit Froschbäuchen auf kleinen, dünnen Beinchen. Ohne viel Aufsehen ernährte die Truppe die Russen mit,

die in ihren Dörfern verblieben waren. Die deutschen Soldaten stellten sich gut mit den Einheimischen. Gleichwohl war es nicht leicht, die Zivilisten dazu zu bewegen, die Atebrintabletten zu nehmen.

Die Zivilbevölkerung mußte registriert werden, um sie medizinisch kontrollieren zu können. Die Registrierung versetzte sie in Schrecken, und die deutschen Ärzte hatten alle Mühe, ihnen glaubhaft zu machen, daß hinter der Registrierung keine weiteren Absichten steckten.

Die Sanierung war befohlen, denn die Malaria macht keinen Unterschied zwischen Siegern und Besiegten. Die große Zahl der Malariafälle in der Truppe konnte nur herabgesetzt werden, wenn bei der Zivilbevölkerung ebenfalls vorgebeugt wurde. Um die scheußlich schmeckende Tablette zu schlucken, gaben Ärzte und Sanitäter ihre Schokolade den Kindern.

Es gab manchmal aber auch Spaßiges unter der Rotkreuzflagge. Dafür sorgte einmal ein Weinbauer aus der Steiermark, ein alter Obergefreiter der Gebirgsjäger.

Er lag auf dem Operationstisch, ein großer schwarzhaariger Bursche von ungeheuren Körperkräften. Wegen seiner Verwundung mußte er narkotisiert werden. Vier Männer hatten ihn kaum bändigen können. Als der Steirer aus der Narkose langsam wieder zu sich kam und ihm in seinem schweren Gehirn klar wurde, daß es Preußen waren, die ihn niedergerungen hatten, richtete er sich auf dem Operationstisch auf, sah sie der Reihe nach an und sagte finster: „Uns Östmärker frißt ka’ Saupreiß net: Pone-maju?“

„Ponemaju?“ heißt: „Hast du verstanden?“ Es kam vor, daß ein friesischer Fischer und ein Weinbauer aus der Steiermark sich am ehesten noch russisch miteinander verständigen konnten.

Die „alten Obergefreiten“ nannte man das Rückgrat der Armee. Sie waren harte Burschen, auf die man sich verlassen konnte, kampferfahren, unerschütterlich in ihrer Haltung und souverän in ihrem Witz. Während des Krieges kam eine Obergefreiten-Geschichte auf. Es war die Beschreibung vom siegreichen Einzug durch das Brandenburger Tor: Vorweg die Kompanie der Feldmarschälle im gleichem Schritt und Tritt; dann der „Weltmarschall“ (Göring) in schlechtem Gold mit dem Mammutorden des Ritterkreuzes¹⁸⁾ mit Lorbeerbäumen auf Selbstfahrlafette. Dann folgte eine unendliche Zahl von Gestalten aus der Armee. Zum Schluß kam der uralte Obergefreite aus Rußland, ein wenig abgerissen, mit ellenlangem Bart, bepackt mit Gasmaske, Schanzzeug, Zeltplane, Kochgeschirr, Handgranate und Gewehr. Befragt, was er hier suche, antwortete er: „Nix Ponemaju!“ Er war so lange in Rußland gewesen, daß er sein Deutsch verlernt hatte.

Solch ein Typ war auch der frischgebackene Obergefreite Riedl. Wenn alle die Köpfe hängen ließen, sagte er meist: „Ja, Leute, ich weiß, jetzt wär' eine Tasse Kaffee recht; wenn aber keiner da ist, macht's auch nichts! Oder?“

Die Russen haben am Waldrand Scharfschützen postiert, die den armen Leuten die kostbaren Fensterscheiben zerschießen. Auch die Zivilbevölkerung hat Verluste; aber die

Menschen nehmen das mit stoischer Gleichmut hin.

Der Infanterist Härtl sitzt in der Sanitätsstube und läßt sich vom Sanitärer Reindl einen Oberarmstreifschuß verbinden.

Plötzlich klirren Glasscherben durch die Luft. Härtl sind Splitter in die Augen gedrungen.

„Meine Augen!“ schreit er auf. Dann liegt er ganz still am Boden. Die Augen hat's erwischt. Härtl denkt klar, so klar, wie er es sonst nie konnte. Er glaubt in seinem Garten viele farbige Blumen zu sehen: blaue Asten, Schwertlilien, Gladiolen, Nelken, Rosen und Vergißmeinnicht. Aber diese Farben sind schmerzvoll. Und im Garten singen Vögel. Ein unheimlicher Garten.

Der Sanitätsgefreite Reindl kniet neben Härtl und lügt: „Wegen der paar Splitter in den Augen? Kleinigkeit! Überhaupt, beim heutigen Stand der Chirurgie. Hast du noch nichts vom Augenmagneten gehört? Paß auf! – Der Augenmagnet zieht alle Splitter schmerzlos aus den Augen. Man wird dich in einem Flugzeug nach Dresden bringen. Dort werden dich die Ärzte von allen Schmerzen befreien, deine Frau und deine Kinder werden bei dir sein! ...“

Der Sanitätsgefreite greift in seine Tasche und injiziert dem Verwundeten ein schmerzstillendes Morphinum.

„Danke, Kamerad!“ sagt Härtl halblaut. „Danke, auch wenn ...“

Die weiteren Absetzbewegungen führen an den Kuban bei Usti Labinskaja, wo erneut zur Abwehr übergegangen wurde. Hier fühlte der Russe nicht mehr so vorsichtig vor,

aber seine Angriffe hatten noch keine Kraft. Die Sowjets hatten Nachschubschwierigkeiten. Der Schlamm machte auch ihnen schwer zu schaffen.

Die Übergänge über den Laban und den Kuban wurden gesprengt. Dann ging es weiter zurück in den Raum Plastunowskaja–Tichorezkaja. Dort wurde an der Bahnlinie Krasnodar–Tichorezkaja erneut Stellung bezogen.

In diesem Abschnitt fiel am 11. März 1943 durch eine im Tiefflug angreifende „Rata“⁽¹⁹⁾ der Kommandeur der 46. Infanteriedivision, Generalleutnant Haccius.

Schon beim Einrichten der neuen Stellung im Raum südwestlich von Medwedowskaja griffen am 16. 2. 1943 die Russen, mit Lkw herangebracht, die Stellungen des Regiments an. Sie wurden zurückgewiesen. Kleine Einbrüche in die Hauptkampflinie wurden bereinigt. Der Feind wurde mit Pak-Unterstützung aufgegeben. Der Rest räumte das Kampffeld.

Schnellstens wurden Widerstandsnester ausgebaut, Panzer- und Flugabwehrgeschütze in Stellung gebracht. Die Linie sollte unter allen Umständen gehalten werden!

Trüb dämmerte der neue Tag herauf. Unter einem graublauen Himmel treibt der Nordwestwind dunkle Wolkenbänke dahin. Es wird Schnee geben.

Aus entzündeten Augen spähen die Posten in das bleigraue Morgenlicht. Nichts regt sich, kein Schuß fällt. Nur der Wind streicht pfeifend über das Gelände. Es ist wie das Gruseln und Summen in einem versteckten Hornissennest, böse und drohend.

Die Spannung wird quälend. Zusammen mit den Läusen kribbelt sie den Rücken hinauf und herunter und knistert in den klammen Fingerspitzen.

Neben dem MG von Mahler hockt Riedl und sucht mit dem Fernglas den Horizont ab. Auf einem der Munitionskästen sitzt Weidner, der Schütze zwei, und reibt sich die Oberarme. Er friert von außen und innen her.

„Ob die wohl erst mit Artillerie ...?“ fragt Weidner, der erst vor kurzen mit dem wenigen Ersatz zur Kompanie gekommen war.

Riedl antwortet nicht. Er läßt das Glas nicht von den Augen.

„Oder vielleicht kommen sie zuerst mit Panzern, du?“

„Nu mach dir mal nicht in die Hosen!“ brummt Mahler. „Da hinten steht der Unteroffizier Roß mit seiner Pak. Der knallt die Kästen ab wie die Fliegen.“

Etwas später kommt Oberleutnant Breuer, der Kompaniechef, mit Leutnant Steiner, um nach dem Rechten zu sehen.

„Alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung, Herr Oberleutnant!“ meldet Riedl.

Zähneklappernd strahlt Weidner seinen Chef an. Er hat wieder einmal großes Vertrauen.

Plötzlich zuckt Riedl zusammen: „Herr Oberleutnant“, sagt er aufgeregt, „sehen Sie mal dort vorn!“

Der Oberleutnant nimmt sein Fernglas, wischt die Linsen ab und dreht an der Einstellung. Dann hat er entdeckt, was Riedls Aufmerksamkeit erregte. Fahrzeuge sind dort aufgefahen, lange Kolonnen von Lkw, anscheinend zu mehreren nebenein-

ander. Langsam schieben sie sich nach Nordwesten vor.

„Mensch“, murmelt der Oberleutnant, „Mensch ...“

„Ja, Herr Oberleutnant“, lacht Riedl bitter, „da fährt der ‚Iwan‘ spazieren!“

Die Russen! – Endlose Schlangen von Kraftfahrzeugen, ohne jede Tarnung, in offener Marschordnung! Und nichts geschieht. Kein Jäger greift an, kein Panzer zeigt sich, kein Schuß fällt ...

Riedl sagt ganz plötzlich: „Jetzt werd’ ich aber verrückt! – Dort, dort! Herr Oberleutnant – die Russen! In weißer Tarnbekleidung auf Schneeschuhen! Da kommen sie, da ...“

„Tatsächlich! Fünf Mann sind’s“, sagt der Oberleutnant. „Rankommen lassen und dann drauf!“

Die Rotarmisten sind schon auf zweihundert Meter heran. Plötzlich stutzen sie und gleiten mit weit ausholenden Schritten zurück.

„Feuer!“ schreit der Oberleutnant.

Mahler feuert mit seinem MG in die Fliehenden. Einige stolpern und bleiben regungslos liegen. Dann erfaßt das inzwischen rechts und links einsetzende Feuer auch den letzten Skijäger.

Und dann kracht es plötzlich ringsum, nur durch ein leises Rauschen sich anmeldend: Granatwerfer!

„Deckung!“

Weidner dreht plötzlich durch und springt in langen Sätzen davon. Da reißt ihm etwas die Beine unter dem Körper weg und schleudert ihn flach auf den Boden. Das letzte, was er spürt, ist wahrscheinlich der nadel-scharfe Stich an seinem rechten Auge, dann ist er tot.

Granaten polterten jetzt herab, tanzten förmlich über das Gelände. „Stalinorgeln“ heulten, Splitter surrten durch die Luft, Erdklumpen prasselten hernieder, und Qualm trieb in Schwaden über die gepeinigte Erde.

Dann kamen sie!

„Feuer!“

Sie zielten und schossen, drückten einen neuen Patronenrahmen ins Gewehrschloß, führten einen neuen Gurt in das MG ein.

Die Russen kamen trotzdem immer näher. Zahllose blieben hinter ihnen liegen, häuften sich zu kleinen Hügeln.

Plötzlich schrie einer auf: „Panzer!“

Da kamen sie angeschaukelt, feuer-speiend – fünf, sechs, sieben Stahlkolosse.

Die eigene Artillerie feuerte, rauschend zogen die Granaten über sie hinweg und kreperten zwischen den Angreifern. Pak und 8,8-cm-Flak²⁰⁾ schoßen auf die Panzer. Im Nu standen drei der Stahlungetüme in Flammen. Jetzt zogen sich die anderen zurück, auch die russische Infanterie setzte sich ab. Wieder war ein Angriff abgeschlagen.

„Mensch!“ sagte Mahler, „das hat wieder einmal Nerven gekostet!“

„Schade um den Weidner“, murmelte Riedl.

„Ja, es ist schon ein Jammer! Hatte wohl Muffensausen bekommen. Heut’ in der Nacht, da hat er mir erzählt, daß er zu Hause eine Bäckerei hat. Seine Frau ist mit einem Lehrlingen jetzt im Geschäft. Seine kleine Tochter ist erst achtzehn Monate alt. Gestern hat er noch einen Brief von seiner Frau bekommen ...“

Am Tag zeigen sich die Russen kaum am Himmel. Sie haben scheinbar Respekt vor den letzten in Krasnodar stationierten deutschen Jägern, von denen fast immer einige in der Luft sind. Kaum aber sind alle einmal gleichzeitig am Boden, dann tauchen einige Minuten später todsicher auch die russischen Bomber auf. In Kette zu vieren oder fünfen fliegen sie, von ein paar kurzschwänzigen Jagdmaschinen umkurvt, die Stellungen entlang.

Leutnant Steiner, zu seinem Ärger nur Zuschauer, wundert sich über diesen wie mit der Stoppuhr berechneten Einsatz; denn wenn die „Messerschmitt“ endlich kommen, sind die Russen wieder über alle Berge.

Nur einmal erschienen sie zu früh. Zwei Jäger sind noch in der Luft. Die Russen merken nichts, seelenruhig steuern sie geradewegs auf die deutsche Hauptkampflinie los. Da stürzen die Me 109²¹⁾ wie Habichte herunter und feuern. Die Bomber werden unruhig, ihre Ordnung lockert sich, sie werfen ihre Bomben wahllos ins Gelände und ziehen schleunigst ab. Die russischen Jäger aber nehmen den Kampf an, es bleibt ihnen diesmal keine andere Wahl. Und schon ist der Himmel voll singender, blitzender Kurven.

Unten recken die Landser die Hälsen, für sie ist das immer ein einmaliges Schauspiel.

Nur zwei Jäger kurven noch wild umeinander. Jetzt dreht der eine ab und zieht in gestreckter Bahn davon. Eine Rauchfahne weht hinter ihm her, die immer länger und dunkler wird. Die „Me“ geht ihn noch einmal von unten an. Vom Rumpf der russischen Maschine löst sich ein schwar-

zer Punkt ab. Er fällt schneller und schneller, aber dann bläht sich über ihm plötzlich etwas Weißes. Das Flugzeug ist hinten irgendwo zu Boden gestürzt.

Der Wind treibt den weißen Ball auf die deutschen Stellungen zu. Aus allen Löchern stieren sie nach oben. Silberweiß erscheint der Fallschirm am Himmel. Er wird größer und größer. Ruhig schwebt er geradewegs auf den Kompaniegefechtsstand zu. Deutlich erkennt man jetzt schon die Arme und Beine des Mannes, der hilflos darunter pendelt. Irgend etwas löst sich von ihm und fällt herab.

Jetzt hat der Fallschirm die Erde erreicht. Der Mann berührt schon den Boden, sackt bis zu den Knien im Schnee ein, wird noch einmal hochgerissen und ein Stück geschleift. Dann bauscht sich der Fallschirm über ihm wie eine riesige Blase und fällt plötzlich ganz zusammen.

Da setzt plötzlich massives Granatwerferfeuer auf die Landestelle ein. Schnell spritzt alles in Deckung. Der Russe arbeitet sich unter dem Fallschirm hervor und rennt in langen Sprüngen in Richtung der sowjetischen Stellung. Weit kommt er nicht, dann stampft ihn ein Granateinschlag in den Boden.

Und immer wieder griffen die Russen an. Wie gestern und vorgestern. Nur jeder vierte hatte eine Uniform an. Sie waren schnell rekrutiert worden und gehörten Milizen an, die sich aus Greisen und Jungen zusammensetzte.

Voran stürmten ihre Offiziere, zum Teil Kadetten aus den Offiziersschulen, die Jugendliche, Greise und Ver-

sehrte in die tödlichen Garben der deutschen Maschinengewehre führten.

Die Nachfolgenden nahmen die Waffen der Verwundeten und Gefallenen auf und stürmten weiter. Den Gesichtern nach waren alle Stämme des Kaukasus vertreten.

Bald türmten sich vor den Stellungen des Bataillons Berge von Toten und Verwundeten. Die Sowjets hatten keinerlei Dokumente bei sich, darum konnte ihre Truppenzugehörigkeit nicht festgestellt werden. Später wurde bekannt, daß es sich um einen Sonderverband der 56. sowjetischen Armee handelte.

Sie griffen immer und immer wieder an. Die Hügel aus den Leibern ihrer Gefallenen nutzten sie als Dekkung, hinter denen sie sich sammelten, um erneut anzugreifen. Mit markerschütterndem „Urräh“-Geschrei traten sie über ihre Toten hinweg erneut zum Sturm an.

Fast bis auf fünfzig Meter an die deutschen Stellungen reichte der Totenwall heran, hinter dem sich die Milizsoldaten sammelten.

Die Deutschen warfen Handgranaten hinter den Totenwall, wenn eine Kampfpause eintrat, um die sowjetischen Bereitstellungen zu zerschlagen. Wurden sie nach dem Abriß der Zündschnur zu früh geworfen, kamen sie postwendend zurück.

Aber was half es schon. Die fanatischen Angreifer schoben ihre Totenwälle immer näher an die Deutschen heran. Aus fünfzig Metern wurden fünfundzwanzig, dann zehn. Ein gelendes „Urräh!“ – und schon waren sie da, drangen in die Stellung ein und stürmten bis zum Bataillonsgefechtsstand.

Der Zug Steiner konnte in erbittertem Nahkampf die anstürmenden Sowjets zurückschlagen. Es war ein grausiges Durcheinander, ein Wüten und Toben wie in Urzeiten. Menschen schlachteten sich einander ab.

Dann kam der Gegenstoß! Ein Hauptmann hatte aus Troßeinheiten und Kanonieren schnell eine Stoßgruppe zusammengerafft und griff an.

Kurz darauf waren sie beim Bataillonsgefechtsstand. Jeder wußte, um was es ging. Sie hatten böse Erfahrungen gemacht mit diesen Milizen. Das Bild, das sich den Männern bot, war fürchterlich. Die Russen hatten Rache genommen für ihre Toten.

Ein schwerverwundeter russischer Oberleutnant wurde als einer der wenigen überlebenden Angreifer gefangenengenommen. Als der vernehmende Hauptmann eine Erklärung für die Grausamkeiten verlangte, zuckte der Russe nur mit den Schultern.

Wie bekannt wurde, gaben die Sowjets an ihre Truppenführer Angriffsbefehle unter schrecklichen Drohungen: „Wenn Sie das Ziel nicht erreichen, lasse ich Sie erschießen!“ Oder: „Wenn Sie zurückgehen, dann lege ich Sperrfeuer auf Ihre Verbände!“

Eine Regimentsgruppe verteidigt ein Dorf an der großen Wegegabel, wo sich die alte Straße nach Krasnodar mit der Ost-West-Straße Mai-kop–Noworossisk kreuzt.

Die Russen wollen das Dorf unbedingt in ihre Hand bekommen und greifen immer wieder an. Die Regimentsgruppe kann nur mit schwerbewaffneten Geleitzügen versorgt werden. Jeder Transport ist ein Abenteuer, denn die Russen liegen

auf der Lauer mit ihren Scharfschützen. Sowjetische Pioniere verminen die Straßen und bringen Sprengladungen mit Fernzündungen an.

Trotz dieses zermürbenden Kleinkrieges hält die Gruppe unter ihrem Major den westlichen Zugang nach Krasnodar.

Die Russen haben zwar viel gelernt! Aber vorläufig machen sie noch schwere Fehler. Sie geben zum Teil ihre taktischen Befehle an die Truppenführer offen über Funk durch.

Der deutsche Horchdienst hörte alles mit, und so wußte man fast immer, wo ein Vorstoß zu erwarten war. Die deutschen Eingreifreserven waren so fast immer früher da als die sowjetischen Angreifer.

Saratowskaja ist ein großer, wichtiger Stützpunkt, der den Zugang zum lebenswichtigen Eckpfeiler Krasnodar deckt. Der Ort liegt direkt an der „Stalinstraße“, die aus dem Ölgebiet von Maikop durch das Gebirge nach Krasnodar führt. Die Straße kann bei jeder Witterung befahren werden, auch mit schwersten Lastkraftwagen und Panzern. Sie hat aber ein paar neuralgische Punkte: die Brücken über die tiefen Taleinschnitte nördlich von Saratowskaja.

Diese Brücken werden von ukrainischen Freiwilligeneinheiten gesichert, da jeder Landser an den Brennpunkten des Abwehrkampfes gebraucht wird. Die Ukrainer werden von deutschen Unteroffizieren geführt.

Trotzdem: Als in der Nacht zum 28. Januar 1943 sowjetische Stoßtrupps die Brücken angriffen, liefen die ukrainischen Wachsoldaten davon. Nur an einer der drei Brücken konnte ein deutscher Unteroffizier

mit seinem MG die Sowjets zurückschlagen.

Ein MG-Trupp mit einer 7,5-cm-Pak²²⁾ und eine Grenadierkompanie auf Lkw werden nun zu den Brücken befohlen.

Die erste Brücke, die ein Spähtrupp erreicht, ist vom Feind frei. An der zweiten kauert mutterseelenallein ein deutscher Unteroffizier hinter einem MG.

„Als es drüben knallte“, erzählte er, „sind auch meine Wachmänner auf und davon. Ein feindlicher Stoßtrupp hat angegriffen, ist aber in meinem Feuer liegengeblieben und offenbar zurückgegangen.“

Ein Stoßtrupp schleicht sich vorsichtig zur dritten Brücke. An der Brückenrampe brennt ein slowakisches Gefechtsfahrzeug. Im Feuerchein sind russische Infanteristen zu sehen, die gerade beim Ausbau einer Verteidigungsstellung sind. Vor dem Brückenaufgang steht ein russischer Posten, der aber nach kurzer Zeit zu einem Packwagen geht und ihn nach Beute durchwühlt.

„Das ist gut“, flüstert der Feldwebel, der den deutschen Stoßtrupp anführt. Er schleicht sich an den Packwagen heran und zischt leise: „Psst!“ Der Russe richtet sich auf. Der Feldwebel schlägt mit dem Gewehrkolben zu. Lautlos sackt der Russe zu Boden.

Darauf hat der Führer der Grenadierkompanie gewartet. Er arbeitet sich mit einem Kampftrupp auf die günstigste Schußentfernung heran. Dann feuert die Pak mit Sprenggranaten.

Die Grenadierkompanie bricht dann den letzten Feindwiderstand. Die Brücke ist wieder frei.

Das war aber auch ein Glück! Denn am nächsten Tag passieren die letzten Bataillone der 189. Infanteriedivision, der Schnellen Slowakischen Division sowie das Bataillon z. b. V. 500 und die Radfahrabteilung der 101. Jägerdivision die Brücken und fahren in Richtung Krasnodar.

Alle diese Einheiten wären verlorren gewesen, wenn die Straße nicht offengehalten worden wäre.

Die Russen drücken auf Krasnodar. Mit aller Gewalt versuchen sie, die deutschen Nachhut zu überrollen und durchzubrechen. Es waren andere Verbände als die wilden Haufen der letzten Zeit. Was jetzt kam, waren alles gut ausgebildete junge Männer, mit neuen khakifarbenen Uniformen und kurzen Mänteln bekleidet. Doch nichts daran war russischer Herkunft: Uniform, Unterwäsche, Strümpfe und Schuhe trugen den amerikanischen Stempel: „GI“ (Government Issue). Nur die Soldaten waren russisch.

Auch die Handfeuerwaffen stammten aus den USA, und in den Taschen hatten die russischen Soldaten Camel²³⁾-Zigaretten.

Aber der Durchbruch auf Krasnodar gelang auch diesen Eliteverbänden nicht.

Am 30. Januar 1943 überschritten die letzten Teile des III. Gebirgskorps den Kuban und die Kriegsbrücken bei Ust-Labinskaja, die von Verbänden der 13. Panzerdivision und der 46. Infanteriedivision gehalten worden waren. Zwölf Stunden später jagten die Nachhut der fränkisch-sudetendeutschen 46. ID die Brücken in die Luft. Es war geschafft, jedoch für die 17. Armee noch nicht alle Gefahr vorbei ...

Müde mahlt sich der schwere „Büssing“²⁴⁾ durch den Schnee nach vorn: Er muß zu einer Batterie, die dringend Artilleriemunition benötigt.

Neben dem Fahrer sitzt Unteroffizier Roder, der Anfang September 1942 während der Einnahme von Tarmen verwundet worden war. Nach Lazarettaufenthalt, Genesungsurlaub und Ersatzhaufen war er nun wieder auf dem Weg zu seinem Regiment.

Das Gewehr zwischen den Knien, döste er vor sich hin. Wenn der Wagen unversehens in ein Loch rumpelte, wird er aus seinem Halbschlaf munter und flucht vor sich hin.

Dann ist er wieder in Gedanken bei den Kameraden: Ob der Riedl-Karl und Lautner-Fritz noch da sind? – Und der Mahler – und der ...?

Roder gehört zu den „Alten“, welche die häufigen „Feuerwehr“-Einsätze bisher überstanden hatten. Er weiß, was ein Schneeloch ist und was es heißt, tagelang auf ein paar Lumpen darin zu kauern, ohne den Kopf heben zu können, bis man schließlich in der Erstarrung eins wird mit dem frostharten Boden und sich selbst nicht mehr fühlt und keines Gedankens mehr mächtig ist. Er hat erfahren, daß ein MG zu einem Teil des eigenen Selbst werden kann, wenn drüber der Schnee mit „Urräh“ lebendig wird. Er weiß auch um die Nächte voller abgründiger Verlorenheit, in denen jedes Geräusch sich vertausendfacht und der Erschöpfungsschlaf mit wachen Sinnen schreckhaft ist wie der eines gehetzten Tieres.

Durch den Teil der Scheibe, die eine Heizplatte eisfrei hält, blickt der

Fahrer angestrengt in das Grau des nebeligen Tages, und er ist eigentlich dankbar für diesen Nebel, denn dann sind die russischen Flugzeuge nicht in der Luft.

Roder wundert sich, wie der Mann in dieser Schneewüste den Weg findet, denn er selbst kann keinerlei Fahrspuren erkennen.

„Ist heut' eine ruhige Tour“, sagt der Fahrer. „Bei dem Wetter können die ‚Iwans‘ in der Luft nichts unternehmen.“

„Wie kannst du hier überhaupt einen Fahrweg erkennen?“ fragt Roder. „Ich sehe nichts!“

„Da links, der Schneehaufen, unter dem steckt ein zerschossener Pkw. Dann kommt ein ausgebrannter Laster, und so gibt es verschiedene Merkmale, an denen man sich orientieren kann.“

Bei der Batterie erklärt man Roder, wie er zu seinem Regiment kommt. Zwei Kilometer sind es noch.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit ist er beim Troß seiner Kompanie. Nachts geht er dann mit den Essensträgern nach vorn. Roder ist inzwischen zum Feldwebel befördert worden, das hatte ihm der „Spieß“⁽²⁵⁾ zugesagt.

Auf den Stellungen der Kompanie liegt feindliches Störungsfeuer. Nervös fignern die Essensträger an den Tragegurten der Kanister herum und horchen auf das „Hiiii-uuuh“ der Granaten und das Krachen der Einschläge. Bei vielen der Männer ist die Winterbekleidung schon arg mitgenommen, und die Filzstiefel sind abgerissen. Einige schütteln sich vor Kälte.

Das Feuer hört auf, als sie am Kompaniegefechtsstand ankommen,

der sich in einem mit Baumstämmen abgesicherten Unterstand befindet.

„Fein, fein“, freut sich Oberleutnant Breuer, als sich der frischgebackene Feldwebel bei ihm meldet.

„Roder, Sie kommen zum Zug Steiner als Stellvertreter des Leutnants. Sie können gleich mit den Essensträgern dorthin gehen. – Viel Glück, Feldwebel, schön, daß Sie wieder da sind!“ sagt der Kompaniechef noch und drückt Roder kräftig die Hand.

Staunend horcht Leutnant Steiner auf, als er Roder hört. Dann sagt er freudig: „Ja Mensch, Roder! Das ist ja eine tolle Überraschung!“

Roder suchte im Finstern einen Platz in dem kleinen Unterstand des Zugführers.

Er fragt nach den Kameraden. Der Leutnant antwortet: „Von den Alten sind Ihre Spezis Riedl, Lautner und Mahler noch da. Ansonsten hat's in unsere Reihen böse Lücken gerissen.“

„Da bin ich aber froh, daß Sie und die drei Kameraden noch da sind, Herr Leutnant.“

„Ja, mein Lieber, wir werden immer weniger. Das mit Stalingrad wissen Sie schon?“

„Nichts Genaues.“

„Die sechste Armee ist nicht mehr.“

Dadurch waren die Reste der 44. Infanteriedivision, der 71., 76., 79., 94. ID, der 100. Jägerdivision, der 3., 29. und 60. Panzergrenadierdivision, der 14., 16. und 24. Panzerdivision, der 9. Flak-Division, der 1. rumänischen Kavalleriedivision, der 20. rumänischen Infanteriedivision, des kroatischen Infanterieregiments 100 sowie zahlreiche Armee- und Heeresgruppen mit zirka 90.000 Mann in die Gefangenschaft gegangen. Zirka 34.000 Verwundete konnten aus dem

Kessel ausgeflogen werden, über 100.000 Mann waren gefallen oder den Strapazen erlegen, nicht wenige suchten freiwillig den Tod, um der Gefangenschaft zu entgehen. Die Wehrmacht hatte nicht nur eine Schlacht verloren, sondern auch den Nimbus der Unbesiegbarkeit, der schon in den Winterkämpfen vor Moskau erheblich von seiner Wirkung eingebüßt hatte.

„So steht es nun mit uns“, sagte der Leutnant, „hoffentlich wendet sich das Kriegsglück bald wieder zu unseren Gunsten.“

„Das ist schlimm!“ murmelt Roder betroffen.

Sobald es hell wird, setzt das feindliche Artilleriefeuer wieder mit Stärke ein, aber der Russe greift diesmal nicht an.

In der Abenddämmerung drängt sich Roder in das Deckungsloch Riedls.

„Ja, da legst dich nieder! Der Roder-Hans ist wieder da!“ freut sich Riedl. „Und ein Trumm geräuchertes Fleisch hat er mir auch mitgebracht, der gute Hans!“

„Wieso weißt du das?“

„Ich riech's schon, seit du den Gefechtsstand des Kompaniechefs betreten hast heut' nacht! – Die Essens-träger haben's schon erzählt, daß du wieder da bist.“

Riedl schneidet sich dicke Scheiben von dem Fleisch ab und kaut es mit Genuß: „Mensch, das ist ein Stück Heimat: Jetzt noch eine Maß Bier, das wär das Höchste!“

„Und wie ist es euch inzwischen ergangen, Karl?“

Kauend deutet Riedl nach vorn: „Da schau dir die Schneehaufen an, die eigentlich keine sind. Unterm

Schnee liegen tote Russen. Hans, wir haben viel erlebt, aber solches hast du noch nicht gesehen! Unheimlich!“

„Was? So nahe kamen die heran?“

„Ja, Hans. Es war grausam. – Aber reden wir von daheim. Wie geht's denn zu Hause?“

„Na ja“, sagt Roder. „Wie soll's schon sein? Jeder tut seine Pflicht, so gut er kann, und hofft, daß der Krieg bald von uns gewonnen wird. Man spricht von Wunderwaffen und so weiter ...“

Immer häufiger wechselten die grau verhangenen Tage ab mit solchen von frostschimrender Klarheit. Wunderbar war dann der Morgen. Prächtig zog er herauf mit einem violetten Teppich von Lämmerwölkchen, deren Ränder sich rosa färbten. Dann hob sich über die Schneefläche der Sonnenball, blutrot und riesengroß. Oben aber im Resedagrün des Himmels schwammen blanke Wolkenfetzen wie goldene Fische. Wie eine endlose Eisgrotte erschien die Welt, majestätisch und fremd allem Leben. Der russische Tiefwinter mit seiner grausamen Schönheit zeigte seine ganze Pracht.

Klopfenden Herzens staunten die Landser in ihren Schneelöchern in diese farbensatte Fata Morgana, und für Augenblicke vergaßen sie die Not ihrer gequälten Körper. So, wie sie im Sommer in die silbernen Wolkengebirge gestarrt hatten, die sich über dem armseligen Gelb der Steppe in immer neuen gigantischen Formen türmten, so kamen jetzt ihre Augen nicht los von dem kurzen und trügerischen Rausch der Farben, der jenseits aller Wirklichkeit war. Und es

schien, als nährten sich an dem Spuk der Natur die Wunschbilder der Seele. Wie Unkraut wucherten sie hoch und erstickten in Vernunft und Einsicht. An ihren Ranken und Trieben aber sprossen die wundersamsten Blüten. Da war von Wunderwaffen die Rede, Waffen-SS-Einheiten waren über Nacht in Stalingrad gelandet, da grollten in der Ferne die Kanonen neuartiger Panzer, Japan hatte angeblich Rußland den Krieg erklärt, die Türkei marschierte bereits in Tiflis ein, ein Separatfrieden mit England stand in Aussicht. Nichts war so dumm erdacht, daß es nicht begierig aufgegriffen und weitergegeben wurde, und jeder fügte hinzu, was ihm seine eigenen Wünsche eingaben, und alles war „Wahrheit“.

Es war aber nicht nur der kleine Landser im Schützenloch an der Front, der sich an diesen Glauben klammerte mit aller Kraft, deren sein geplagter Geist noch fähig war, auf dessen erstarrtem Gesicht manchmal noch ein Schimmer dieses Glaubens lag, wenn er am Morgen, das Gewehr im Anschlag, halb erfroren im Schnee kauerte. Nicht nur in den Deckungslöchern an der Front und in den Lazaretten hingen die Parolen in der Luft wie schillernde Seifenblasen. Auch in den Stäben, die es doch eigentlich wissen mußten, wucherte und blühte der Wunderglaube.

Am 18. Februar 1943 wurde die 46. Infanteriedivision aus der Front des Kuban-Brückenkopfes herausgezogen. Nicht jedoch das Infanterieregiment 42! Die 42er mußten in ihren Stellungen bleiben.

Die restliche Division marschierte

in den Raum Slawianskaja, wurde dort in Ju-52²⁶⁾-Transportmaschinen verladen und nach Saporoschje abtransportiert.

Dann kam am 25. Februar 1943 auch für die 42er die lang ersehnte Ablösung. Das Regiment sollte am frühen Morgen des 27. Februar von Slawianskaja ebenfalls ausgeflogen werden, und zwar auf die Krim. Von da aus sollte es im Bahntransport zur Division transportiert werden.

Verdreht und abgekämpft von den vorausgegangenen schweren Kämpfen standen die Männer auf dem Feldflugplatz und warteten auf die Transportmaschinen.

„Jetzt haben wir erst einmal ein paar Tage Ruhe, Karl“, sagte Mahler zu Riedl.

„Noch sind wir nicht in den Maschinen.“

„Mensch, endlich wieder einmal so richtig ausschlafen können! Und was Warmes in den Bauch!“

Da kam ein General und starrte sie an. Dann fragte er: „Welche Einheit?“

„Infanterieregiment 42, Herr General!“ meldete Roder und versuchte so etwas wie Haltung anzunehmen.

„Was, dieser Sauhaufen war einmal mein Regiment?“ sagte darauf der General – und ging weiter.

„Leck mich ...!“ brummte Riedl hinter dem General her. „Knallkopf!“

Roder meinte: „Der führte uns 1939 als Regimentskommandeur in die Tschechei, damals war er noch Oberst. Jetzt erkenn’ ich ihn wieder.“

Da gab es plötzlich ein unsanftes Erwachen, nichts wurde aus dem Abtransport, das Regiment mußte blei-

ben. Irgendwo sollte der Russe eingebrochen sein.

„Was soll denn das nun wieder“, maulte Riedl. „Der ‚Iwan‘ hat doch erst Anfang Februar bei Noworossisk Prügel bekommen, als er einen Landungsversuch in der Osereika-Bucht machte. Wo ist er denn jetzt schon wieder gelandet?“

Dann wird bekannt, daß der Russe in unbekannter Stärke in den Sümpfen des Asowschen Meeres von Nord nach Süd vorgestoßen sei und hinter dem Korpsgefechtsstand stehe. Das Regiment solle sofort dorthin abmarschieren.

Da zu dieser Zeit der gesamte Nachschub in den Kuban-Brückenkopf durch die Luft eingeflogen werden mußte, hatte begreiflicherweise das Regiment Tage zuvor seine Munition abgeben müssen. Die Hauptsorge im Augenblick des Alarms war darum die schnellste Munitionierung, was auch in kürzester Zeit geschah.

Über die unerwartete Änderung der Lage und des Marschzieles herrschte natürlich bei den Landsern kein ausgesprochener Jubel. Trotzdem ließen sie keineswegs den Kopf hängen.

Die Truppe bewältigte bei den herrschenden Wegverhältnissen in der Stunde nicht mehr als zwei Kilometer. Auf der Straße, die völlig verschlammmt war, lagen schon seit Tagen fast 7000 Kraftfahrzeuge fest.

Als sie über eine ausgedehnte, fast deckungslose Ebene marschierten, wurden sie plötzlich von feindlichen Fliegern angegriffen, die alles ablugten, was sie dabei hatten. Trotzdem war der Schaden gering.

Beim Korps wurde der Regimentskommandeur vom Chef des General-

stabs in die Lage eingewiesen: „Feindliche Truppen haben sich unter ortskundiger Führung entlang der Lagunen herangeschoben. Der Feind ist festgestellt in und um Tschernokowskaja, wo ihn die 23. Panzerdivision durch Gegenangriffe zurückzuwerfen versucht. Schedolgub, Sswistelnikoff und Otrub-Kalabatka sind die Orte, von wo aus er das Armee-Munitionsdepot bei Krassni Oktobri ständig angreift. Es ist die Absicht des Korps, in die Flanke des Feindes zu stoßen, seinen Vormarsch zu durchschneiden und ihn von rückwärts zu vernichten.“

Eine „Angriffsgruppe West“ wird gebildet. Deren Führung übernimmt der Kommandeur der 1. Gebirgsdivision. Er soll aber erst in Kürze eintreffen.

Das Regiment geht nördlich von Anastassiewskaja in Stellung und soll von da aus wohl in Richtung Schedolgub zum Angriff angesetzt werden.

Der Regimentskommandeur benutzt die Frist bis zum Eintreffen des Kommandeurs der 1. Gebirgsdivision zu einer genauen Erkundung des Geländes und stellt fest: Die weite, übersichtliche Fläche ist für einen Angriff ungünstig; das mit Sümpfen übersäte Gelände, das teilweise mit einer aufgeweichten Eisdecke überzogen ist, besitzt keine Tragfähigkeit; gespannte Fahrzeuge und der Einsatz von Artillerie können sich voraussichtlich nur auf dem Wege Anastassiewskaja-Sswistelnikoff bewegen.

In den Raum Corlatschew-Sswistelnikoff hatte das Korps das auf deutscher Seite kämpfende Kosakenregiment 1 und das Sicherungsregiment 4 befohlen.

Bei einer Aussprache mit dem Kommandeur der 1. Gebirgsdivision trug der Regimentskommandeur seine gewonnenen Geländekenntnisse vor.

Die Lage war folgende:

Der Gegner besteht nach Gefangenaussagen aus 3 Brigaden, die für ihre Aufgabe besonders zusammengestellt wurden. Mit der Masse ist er aus der Enge Tschernokowskaja innerhalb und am Ostrand der Lagunen herangekommen. Bewaffnung: schwere Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Granatwerfer; die nördliche Gruppe führt auch Infanteriegeschütze mit.

Der Angriff der 21. Panzerdivision in die Enge von Tschernokowskaja scheint das Nachziehen weiterer feindlicher Kräfte durch die Lagunen nach Süden zu verhindern.

Die „Angriffsgruppe West“ tritt am Sonntag, 28. 2. 1943, zum entscheidenden Angriff an.

Kosakenregiment 1 liegt erschöpft und auf Rauhfutter wartend in Goralatschew-Bogetzkoj. Es wird am 28. 2. noch nicht zum Einsatz kommen können.

Sicherungsregiment 4, dem es am 27. 2. gelungen ist, in Sswistelnikoff-Südteil einzudringen, säubert²⁷⁾ die ganze Ortschaft und stößt aus Kurkaknij nördlich Kalabatka durch, um ein Ausweichen des Gegners in die Lagunen zu verhindern.

1. Bataillon des Sicherungsregiments 3 nimmt Korshowski. Infanterieregiment 42 mit unterstellter schwerer Artillerieabteilung I./AR (Artillerieregiment) 115 nimmt Schedolgub und wirft den Gegner in die Lagunen zurück. Weiterer Auftrag ergeht nach Lage.

Die Zeit drängte. Es war gerade noch möglich, die Bataillonskommandeure des Regiments einzuweisen.

Aus dem Regiment, das in den vorangegangenen Kämpfen sehr zusammen geschmolzen war, wurden, um einigermaßen kampfkraftige Einheiten zu schaffen, zwei Bataillone zusammengestellt.

Kurz vor Anbruch des Tages wurde der vorgesehene Bereitstellungsraum südlich von Schedolgub erreicht. Eine Verbindungsaufnahme mit dem Sicherungsregiment 4 konnte leider nicht hergestellt werden, weil der Feind die nördliche Hälfte von Sswistelnikoff immer noch hartnäckig hielt.

Der Regimentskommandeur setzte darum nur ein Bataillon zur Eroberung von Schedolgub an und staffelte das andere dahinter, da er mit unangenehmen Überraschungen aus Sswistelnikoff rechnen mußte. Er war mißtrauisch gegen das ihm völlig fremde Sicherungsregiment 4, das er nicht kannte, und deswegen mußte damit gerechnet werden, daß der Feind versuchen würde, das Regiment durch einen Flankenangriff aus Sswistelnikoff-Nord heraus aufzurollen.

Aber sein Mißtrauen wurde durch die Ereignisse nicht gerechtfertigt.

Die Führung der Russen war völlig unbeweglich. Keine einzige der drei Sowjet-Brigaden unternahm auch nur einen Versuch, die andere zu entlasten, sondern wartete, bis sie selbst angegriffen wurde.

Der Angriff auf Schedolgub verzögerte sich um einige Stunden, da die Artillerie bei den katastrophalen Weg- und Geländebeziehungen in

der vorgesehenen Zeit nicht feuerbereit war. Es wäre aber ein Irrsinn gewesen, ohne Artillervorbereitung anzugreifen, denn der Feind war zahlenmäßig weit überlegen.

Die deutsche Artillerie schoß Lage auf Lage in das Sumpfgebiet. Ihre Vorgesetzten Beobachter, die das Artillerieschloß leiteten, befanden sich bei den vordersten Angriffsspitzen.

Mit zwei Kompanien frontal vorgehend und einer Kompanie von Osten herumfassend, begann der Angriff. Die seit Jahren gut funktionierende Zusammenarbeit mit der ausgezeichneten Artillerie klappte wieder einmal reibungslos.

Tauwetter und anhaltender Regen hatten das den Deutschen unbekannte Sumpfgebiet in einen einzigen Brei verwandelt. Das fast mannshohe Schilf bot dem Gegner gute Deckungsmöglichkeiten. Die Anforderungen an Offizier und Grenadier waren ungeheuerlich.

„Wenn da einer schwer verwundet liegenbleibt“, sagte Riedl vor dem Angriff zu dem Sanitätsgefreiten Reindl, „erstickt er in dem Brei. Da paß bloß gut auf, Sepp!“

„Ich tu – wie immer – meine Pflicht über meine Kraft, das wißt ihr alle“, antwortete Reindl etw. gekränkt.

„Mensch, ich hab’ jetzt schon naßkalte Füße. – Das wird eine Schlamm-schlacht werden!“ sagte Mahler, nahm sein Maschinengewehr hoch und hängte den Trageriemen um den Hals. „Da kann man sowieso bloß aus der Hüfte schießen, bei dem Modder.“

Der Angriff begann. Vor ihnen lag eine breite, deckungslose Fläche mit einer aufgeweichten Eisdecke, die

fast bei jedem Tritt einbrach. Die eigene Artillerie schoß einen Feuer-schlag auf Schedoljub, und die beiden Kompanien, die frontal angriffen, schafften es, in einem einzigen Sturm-lauf über die deckungslose Fläche hinwegzukommen.

Im Schilf versteckt saßen die Rotarmisten, häufig waren sie erst auf wenige Meter Entfernung zu erkennen. Tapfer wehrten sie sich, und es kam zu erbitterten Kämpfen Mann gegen Mann.

„Los!“ schrie der Leutnant. „Macht schnell, Leute! Los!“

Ein Verteidigungs-nest des Feindes nach dem anderen wurde im harten Nahkampf genommen. Hier und da kauerten Russen und hoben die Hände hoch, warfen die Waffen weg und starrten entsetzt die Angreifer an.

Kurz darauf drangen sie in Schedoljub ein. Schwere Häuserkämpfe begannen, denn die Rotarmisten verteidigten sich mit äußerster Ver-bissenheit.

Als der Gegner merkte, daß er von der Flankenkompanie umgangen wurde, begann er überstürzt zu fliehen. Eine Verfolgung konnte wegen der aufkommenden Dunkelheit nicht mehr erfolgen, die Nacht brach herein.

Es wurde eine mehr als ungemütliche Nacht. Ohne Unterlaß rauschte der Regen herab. Warme Verpflegung gab es keine, denn die Feldküchen konnten sich nur auf dem Weg Anastassiewskaja–Sswistelnikoff bewegen. Jeder Versuch, den Kompanien nachzufahren, scheiterte im breiigen Sumpf.

Die Männer des Nachrichtenzuges vollbrachten eine geradezu akrobatische Leistung. Sie hatten das Kunst-

stück fertiggebracht, in der Nacht Drahtverbindungen zu den Bataillonen zu verlegen.

Mit dem ersten Morgengrauen wurde der Angriff fortgesetzt. Der Russe war „weich“ geworden, es gab Gefangene. Aber die Masse des Feindes versuchte durch das Wasser zu entkommen.

Mann an Mann wateten sie durch das Wasser, ihre Waffen über die Köpfe haltend. Und in diese Reihen schlugen die Granaten der deutschen Artillerie, flirrten die Garben der Maschinengewehre. Die Verluste des Gegners waren ungeheuerlich, der Anblick, wenn Kopf um Kopf unter dem Wasser verschwand, fürchterlich. Aber das ist der Krieg.

„Mensch“, stöhnte Mahler, „wenn sie doch ihre Waffen fallen lassen und die Hände hochheben würden. Lassen sich aber lieber abknallen wie Schlachtvieh!“

„Nur nicht zu denken anfangen, Hans!“ rief ihm Lautner zu.

Der Befehl lautete: Dem Feind auf den Fersen bleiben, ihn nicht mehr aufs Land zu lassen. Das Regiment sollte nach Norden, in Richtung Tschernokowskaja, weiterstoßen, das Gelände säubern und Verbindung mit der 23. Panzerdivision herstellen.

Man kann mit Worten die nun folgende Anstrengung kaum beschreiben. Ein kühler Dauerregen prasselte hernieder. An kalter Verpflegung hatte jeder nur das, was er tragen konnte, und das war nicht viel, denn Munition war wichtiger. Selbst das leichteste Fahrzeug kam durch das völlig verschlammte Gelände nicht mehr durch. Das gesamte Regiment war ständig im Freien, nur hie und da konnte ein Häufchen für kurze Zeit

in Ruinen von Ställen, Salzhallen oder Scheunen unterkriechen.

Sie lagen in einer halbzerschossenen Scheune, die Zähne klapperten von der nassen Kälte, und sie hatten ein wühlendes Gefühl von Leere im Magen. Der Regen trommelte durch die Fugen und tropfte auf sie hernieder.

„Mensch“, sagte Mahler, „wenn man bedenkt, was wir alles aushalten. Nicht einmal krank werden wir beim größten Sauwetter. Eigentlich hätten wir schon zimal mit Husten, Heiserkeit, Rheumatismus und Lungenentzündung, Influenza daliegen müssen. Doch nichts davon!“

„Dann paß nur schön auf, daß dir der ‚Iwan‘ keine verpaßt, damit du weiterhin schön gesund bleibst“, sagte der Sanitäter Reindl.

Allmählich trat Schweigen ein. Nur Reindl kaute noch eine Weile an einem Stückchen Brot herum.

Und dann die nächsten Tage: Immer wieder mußten Reste des Gegners ausgehoben werden, die sich verbissen und tapfer wehrten. Manchmal kam es zu erbitterten Handgranatenduellen. Die eigene Artillerie konnte kaum noch Unterstützung geben, denn die höchste Schußentfernung war bald überschritten.

Aus dem Schilf blitzte es plötzlich gefährlich auf. Riedl stutzte mitten im Lauf, während ihm die Geschosse um die Ohren zwischerten. Da lag einer – ja, es war einer von seiner Gruppe. War das nicht Rudolf Keil? Er war es! Einer von jenen, die nicht viel sprachen, aber immer zur Stelle waren, wenn es galt. Da lag er nun im Dreck, still und starr! Nun war er tot ...

Mit grimmiger Wut verschoß Riedl fast das gesamte Magazin seiner Maschinenpistole in das Schilf und warf eine Handgranate hinterher.

Im Schilf hockte neben zwei Toten ein verwundeter Russe und hob die Hände. Riedl schnappte sich eine russische Maschinenpistole und lief weiter.

Der Schlamm lief ihm zäh über die Uniform und „quatschte“ in den Stiefeln, durchdrang die Wäsche und schlabberte sich kalt über die Haut. Wortlos arbeitete er sich durch den schlammigen Brei, der mit Eisbrocken durchsetzt war. Die Brust war wie zugeschnürt, und der Atem piffte durch den Kehlkopf.

Das Gelände senkte sich leicht. Der Schlamm wurde so tief, daß sie bis zu den Knien einsanken. Jeder schuftete und wühlte. Vorn schrie der Leutnant. Sie hörten nur noch ihr eigenes Geflüche, bis auch das verstummte und nur ein verbissener Kampf mit dem schlammigen Brei übrigblieb.

Das Gelände hob sich etwas an und wurde ein wenig besser, aber nun waren sie fast gänzlich ausgepumpt, naß von Schweiß und Schlamm, kratzig in der Kehle, eisig im Rücken, bleischwer in den Füßen, wie eingerostet in den Gelenken.

Ringsum bestand das Gelände fast nur aus Löchern. Überall lief das Wasser. Die Erde war Brei. Der Regen fiel unaufhörlich.

Dann knallte es wieder aus einer halbverfallenen Lehmkate. Unteroffizier Volkert ging langsam in die Knie, beide Hände auf den Bauch gepreßt. Er stöhnte nur und fluchte zwischen zusammengebissenen Zähnen, bis er endlich dem Sanitätsgefreiten Reindl zuflüsterte:

„Sag meiner ... meiner Frau, daß ... ich nur leicht ... verwundet wär' ... die Uhr und die Brieftasche ... hier ... nichts mehr ... und ... das hat keinen Zweck mehr ... spar dir dein Verbandszeug ...“

Einige Minuten darauf war er tot.

Riedl schoß mit der russischen Maschinenpistole in das Strohdach der Hütte. Von da waren die tödlichen Schüsse gekommen.

„Handgranatenwurf!“ schrie der Leutnant und wollte über den Zaun springen, da klatschte er plötzlich in den Schlamm und brüllte: „Paß auf! Da hinterm Haus, da türmen sie!“

Sie kamen nicht weit, die fliehenden Russen. Einige kurze Feuerstöße und sie gingen zu Boden.

In der Hütte blökten einige Schafe. In einem Winkel hockten verängstigt eine alte Frau und ein weißbärtiger Mann.

„Keine Angst, wir tun euch nichts!“ sagte Mahler zu den beiden Alten. „Aber ein Schäflein werdet ihr wohl spendieren müssen für unsere Unkosten.“

Später zog der Regimentsstab in die Hütte ein. Lange hatten die Regimentsstäbler auch keinen trockenen Platz mehr, denn die Pferde der Offiziere fraßen vor lauter Hunger das Strohdach der niederen Hütte. So wurde der Regimentsstab wieder obdachlos.

Die 1. Gebirgsdivision hatte ein Bataillon freimachen können, das nördlich vom Regiment eingesetzt wurde. Das Gebirgsjägerbataillon übernahm bis Tschernokowskaja die Front und stellte die Verbindung zur 21. Panzerdivision her.

Am 3. März wurde das Regiment wieder in die Gegend von Schedolgub verlegt. Hier gab es zum erstenmal wieder warme Verpflegung aus der Feldküche.

„Riecht wie Gulasch“, meinte Lautner.

„Wird wohl wieder ein Troßpferd krepirt sein“, knurrte Mahler.

„He, Franz!“ rief Riedl zum Küchenbullen. „Was für einen Fraß hast du denn zusammengekocht, du alter Mörtelmischer!“

„Ja, du lebst immer noch?“ rief der Küchenunteroffizier. „Es gibt Graupensuppe mit Rindfleisch und Dörrgemüse.“

Die anderen lachten. So war es immer, wenn die beiden zusammentrafen.

„Postempfang!“ rief irgendeiner.

Das war immer ein Fest. Fast jeder bekam etwas: Briefe und Päckchen. Für Augenblicke war die Heimat da und jagte den Krieg fort. Das Dekungsloch wurde zur Straße der Stadt, in der man wohnte. Da war die Post, da wohnte der Bäcker. Über der Schule der Kirchturm. Für jene, die aus der Großstadt waren, klingelte die „Elektrische“ und schimmerten die Läden, eine große aneinandergereihte Kette farbiger Zauberkästen. Menschen liefen durcheinander, und Autos hupten.

Karl Riedl erhielt einen Brief von seinem Mädchen. Er hockte sich an den morschen Holzzaun, wo er allein für sich war, und öffnete den Brief.

Sie schrieb von ihrem täglichen Leben. Sie sagte alles in kleinen Sätzen, so, wie man spricht. Jeden Tag hatte sie etwas geschrieben, und nun war es ein dicker Brief geworden. Er hörte sie sprechen. Ihm schien es, daß sie

neben ihm säße. Da saß sie auf der Bank und erzählte von den großen alten Bäumen im Stadtpark und was für ein Film im Kino gegeben wurde. Sie hatte einen Kringel gemacht, einen Kreis, wo das Papier unbeschrieben und leicht gewellt war. „Das ist ein Kuß für Dich“, schrieb sie daneben.

Der Oberleutnant ging vorüber, sah Riedl an und sagte nichts. Dann ging er weiter. Er trug auch einen Brief in der Tasche, hatte ihn eben gelesen.

Es war noch etwas in dem Brief, etwas Seidenumhülltes, Flaches. Als Riedl es auseinanderfaltete, fiel ihm ein Taschentuch in die Hand. Es war ein zartes weißes Tüchlein mit einem Spitzengespinnt um den Rand. Er hielt es regungslos zwischen den Fingern und starrte darauf. Ein feiner Duft stieg empor.

Am 3. März 1943 kam der Befehl, daß der Regimentsstab und ein Bataillon sofort nach Warenikowskaja abzumarschieren hätten, um von dort aus auf die Krim geflogen zu werden. Ein Bataillon mußte aber noch bleiben, um im Verband der „Angriffsgruppe West“ mitzuwirken.

„Immer wir“, maulte Mahler. „Warum gerade immer nur wir?“

„Irgendwen trifft's immer, Hans. So ist das halt einmal, und so wird's auch immer bleiben“, sagte Riedl.

„Fertigmachen zum Abmarsch, Leute!“ rief ihnen der Leutnant zu.

Die am Nordrand von Sswistelnikoff liegende „Molkerei“ mußte genommen werden.

„Wo eine Molkerei ist, da ist auch Milch, Butter und Käse, Leute“, sag-

te Kaul, einer von denen, die noch nicht lange bei der Kompanie waren.

„Also, Männer“, erklärte der Kompaniechef, „Stuka-Unterstützung ist uns zugesagt, und eine Batterie von der Artillerie wird unseren Angriff unterstützen. Kann also nichts schiefgehen. Ich wünsche uns allen viel Glück.“

„Stukas²⁸⁾ und Artillerie, da wird von der Molkerei nicht viel übrigbleiben. Essig ist's mit Butter, Milch und Käse.“ Kaul schaute traurig drein.

Wie eine noch am 3. März durchgeführte Erkundung ergab, lag die Molkerei erhöht mitten im Sumpfgebiet und bestand aus einer Anzahl kleinerer Gebäude aus Stein. Rings um die Gebäude waren Gräben, MG-Nester und Pak-Stellungen, welche die engen Zugänge beherrschten. Daher entschloß sich der Bataillonskommandeur, den Angriff über das Sumpfgelände vorzutragen.

In der Nacht bezog das Bataillon Bereitstellung am Rand des Sumpfes. Die schweren Waffen gingen auf einer Bodenwelle rechts seitwärts hinter dem Bataillon in Stellung.

Noch in der Nacht wurde für jede Kompanie eine Übergangsmöglichkeit hergerichtet. Jene Stellen, wo man „nur“ bis zum Bauch im Schlamm waten mußte, galten als „seicht“! Tieferer Stellen wurden mit Balken und Brettern überbrückt, welche die Landser in der Nacht heranschiebten.

Sie schauderten in der Kälte der Nacht in ihren völlig durchnässten Uniformen, die müde wie wurmstichiges Holz waren.

„Mensch, Fritz! Mach keinen solchen Krach!“ flüsterte Riedl zu Laut-

ner. „Suhlt sich da im Schlamm wie ein Elefant, der Herr Oberlehrer!“

„Der verdammte Balken rutscht mir dauernd von der Schulter“, knirschte Lautner. „Kruzitürken nochmal, jetzt hat's mir auch noch einen Stiefel ausgezogen!“

„Los!“ zischte der Leutnant, „macht voran! Wir müssen schnellstens über den Sumpf hinweg.“

Bevor der Tag graute, lag vor jeder Kompanie bereits ein Zug jenseits des Sumpfes tief eingegraben.

Kaum wurde es hell, hörte man am Himmel Motorenlärm. Die Stukas kamen! Wie Habichte stürzten sie auf die Molkerei herunter, ihre Sirenen²⁹⁾ heulten fürchterlich, Bomben rauschten herab und detonierten mit wuchtigen Schlägen, steil zogen die Maschinen hoch und verschwanden im Grau des Himmels.

Mit dem Abflug der Stukas belegte die eigene Artillerie die Molkerei mit schwerem Feuer.

Im Schutz des Artilleriefeuers arbeiteten sich die Züge an die Molkerei heran. Sobald die Angreifer die ersten sowjetischen Gräben erreicht hatten, verlegten die schweren Waffen das Feuer auf die Gebäude.

Sie rannten in einem einzigen Schwung vor. Mit Geschrei drangen sie in den russischen Graben ein, der von Granaten zum Teil zerwühlt war. Die Überraschung war perfekt! Sie sprangen von oben in den Graben hinein und begannen ihn mit Handgranaten aufzurollen.

Nach kurzem Kampf war der Graben in ihrer Hand. Riedl schwang sich hinunter und polterte dicht vor einem russischen Soldaten zu Boden, der auf einem Erdsockel saß und ihn anstarrte. Der Soldat hielt in seinen

Händen ein Bein in Stiefel und Hose, über und über mit Blut bedeckt. Es war sein Bein, das ihm ein deutscher Granatsplitter aus dem Gelenk gerissen hatte.

Überall kauerten Rotarmisten und hoben die Hände hoch. Unter ihnen hockte Leutnant Steiner mit schmerzverzerrtem Gesicht und ließ sich von einem russischen Feldscher den linken Oberarm verbinden. Der Leutnant war einer von den ersten, die in den Graben eingedrungen waren. Feldwebel Roder übernahm den Zug.

Die Batterie feuerte Salve auf Salve in die Gebäude der Molkerei vor ihnen.

Der feindliche Widerstand war gebrochen. Leuchtkugeln stiegen hoch. Die Artillerie stellte das Feuer auf die Molkereigebäude ein.

Der Feind flüchtete. Er wollte sich in einer Fischerei, die unmittelbar am Rand des Wassers lag, neu festsetzen. Aber das Bataillon war schneller. Die Verfolgungsjagd ging weiter, bis Wasser, Nebel und Abenddämmerung Einhalt geboten.

Die Beute an Gefangenen, Waffen und Munition war groß. Der Gegner wurde so überrascht, daß er keine einzige schwere Waffe mitnehmen konnte.

Am 5. März setzte die Kompanie die Verfolgung durch die Lagunen fort. Es herrschte sehr starker Nebel, man konnte kaum die Hand vor den Augen sehen. Manchmal sanken sie bis zum Bauch in das schlammige Wasser ein.

„Nur Schilf und wieder Schilf, Nebel, Schlamm und Wasser“, brummte Lautner.

„'s ist nur gut, daß es hier keine Krokodile gibt!“ meinte Mahler.

Die Männer hatten sich das Koppel mit den Patronentaschen um den Hals gehängt, damit die Patronen nicht naß wurden. Die Waffen hielten sie über ihre Köpfe. Schwer hatten es die MG-Schützen zwei und drei³⁰⁾, sie mußten ihre Munitionskästen auf beiden Schultern tragen.

Ab und zu trafen sie auf einen Trupp Russen, die sofort die Hände hoben. Sie mußten mitgenommen werden, es blieb keine andere Wahl.

„He, Towarisch!“ sagte ein MG-Schütze drei zu einem der gefangenen Russen. „Da nimm! Du kannst einen meiner Muni-Kästen tragen. Aber ja nicht ins Wasser fallen lassen! Hast du verstanden?“

„Da, da“, nickte der Rotarmist und nahm den Munitionskasten auf seine Schulter.

Die Nacht brach an. Die Gefangenen waren inzwischen immer mehr geworden und übertrafen schon fast die Kampfstärke der Kompanie.

Die gefangenen Russen gingen willig mit den Deutschen mit. Keiner unternahm einen Fluchtversuch. Ohne Murren halfen sie den Landsern und trugen Munitionskästen.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurde ein Lagerplatz im Schilf gesucht. Die Russen wurden in die Mitte genommen. Sie schnitten Schilf, bündelten es und legten sich darauf. Die Deutschen taten es ihnen nach.

Riedl lag auf einem Bündel Schilf und konnte vor Nässe und Kälte nicht einschlafen. Seit Tagen kamen sie nun schon aus den nassen Klamotten nicht mehr heraus. Fünf Monate, seit Oktober 1942, waren sie nun im Westkaukasus und im Kuban-Brük-

kenkopf an das Gebirgskorps „Konrad“ und fast pausenlos an die 1. Gebirgsdivision (Lanz, von Stettner) „ausgeborgt“. Sie hatten in aufopferungsvollen Einsätzen den Rückzug der Gebirgsjäger als Nachhut gedeckt.

Die Gebirgsjäger hatten es sehr schwer gehabt auf den Hochgebirgskämmen und -pässen des Westkavkasus. Eine Seilschaft von ihnen vollbrachte am 21. August 1942 eine alpinistische Höchstleistung. Sie erstieg den 5633 Meter hohen Elbrus.

Bei Tagesanbruch quälte sich die Kompanie weiter durch das Lagunengebiet voran. Sie suchte Anschluß an das Gebirgsjäger-Bataillon, das bei Tschernokowskaja sein sollte.

Am Nachmittag des 6. März traf die Kompanie bei den Gebirgsjägern ein. Sie wurde mit großem Hallo empfangen. Die Kompanie war durch das ganze Lagunengebiet vorgestoßen und hatte eine Menge Gefangene gemacht, war durch Sumpf, Schilf, Wasser, Schlamm und Nebel marschiert, mit einer Ausdauer ohnegleichen.

„Ja, wenn wir nicht wären“, sagte Riedl zu einem Jäger, „dann wärt ihr vielleicht nicht mehr da. Wir haben euren Rückzug doch sauber gedeckt, was?“

„Ihr seid’s mir schon rechte Hund’, ihr!“ sagte anerkennend der Jäger und haute Riedl kameradschaftlich seine Pranke auf die Schulter. In den Worten lag allerhöchste Anerkennung. Riedl spürte das, darum sagte er: „Ihr aber auch!“

Nach kurzer Rast brach die Kompanie wieder auf und machte sich auf den Rückmarsch.

Beim Bataillon war man schon in

Sorge um die Kompanie. Doch am 6. März kam plötzlich ein Anruf der „Angriffsgruppe West“, die meldete, daß die Kompanie bei den Gebirgsjägern eingetroffen sei.

Die „Angriffsgruppe West“ trat nun zum entscheidenden Angriff gegen die Sowjets im Raum Kalabatka-Krasni Oktobri-Korschewski an.

Die eigene Artillerie leitete den Angriff ein. Salve auf Salve donnerte zu den Russen hinüber.

Die Grenadiere setzten die Stahlhelme zurecht. Es wurde zu einer kleinen Anhöhe vorgerückt. Jetzt fingen einzelne russische Granatwerfer zu feuern an. Die sowjetischen Infanteristen gaben noch immer keinen Schuß ab, obwohl die Deutschen schon auf etwa hundertundfünfzig Meter heran waren.

Plötzlich ging es dann los! Hinlegen, rein in den Dreck! Deckung! Einem Grenadier wurde in die Ferse geschossen.

„Sprungweise vorarbeiten! Feuerchutz geben!“ schrie der Kompaniechef.

Die deutschen Maschinengewehre begannen zu rattern, und die Zug- und Gruppenführer kommandierten: „Sprung auf, marsch, marsch!“

Infanteriegeschosse zwischerten ihnen um die Ohren. Alle fühlten den dunklen Schatten des Todes.

Wenn nur diese verdammten Russen-MG nicht wären, die ihre Garben so knapp über den Boden fegten. Ein Grenadier sprang auf und taumelte mit einem Halsschuß aus der Richtung. Er starrte auf das viele Blut, das da geronnen kam und das niemand aufhalten konnte, weil die Halsschlagader durchschossen war. Sekunden später wurde er von einer

zweiten Garbe erfaßt und zu Boden gerissen. Ein anderer überschlug sich im Sprung.

Mahler, der unweit von Riedl lag, rief: „Verflucht nochmal, die haben mir mein Kochgeschirr zerschossen!“

Wenn's weiter nichts ist, dachte Riedl und robbte nach vorn wie eine Schlange. Da spritzte der Dreck vor ihm auf. Eine Garbe zog haarscharf über seinen Helm hinweg. Er stellte sich tot, machte den „toten Mann“, wie es in der Landersprache hieß.

Der VB³¹⁾ der Artillerie forderte noch einige Lagen an. Und schon wummerten die Geschütze. Krachend zerbarsten die Granaten in den russischen Stellungen.

„Jetzt ran, Leute!“ brüllte Feldwebel Roder.

Keuchend sprangen sie dicht an die Feuerwalze heran, die mit einem Schlag aufhörte.

Betäubt vom eigenen Artilleriefeuer, drangen sie in den sowjetischen Graben ein. Was hier noch lebte, kämpfte zäh und hart. Ein erbitterter Nahkampf begann. Handgranaten wirbelten durch die Luft, Maschinengewehrschüsse peitschten zwischen heiseren Schreien.

Mahler sprang gerade wieder hoch. Da! Ein flammender Schlag züngelte durch die Schulter, bis sich dann ein stechender Schmerz breitmachte. Mahler lehnte sich an die Grabenwand und sah auf seine Schulter.

„Sani³²⁾! – Sepp! – hierher! Mich hat's erwischt!“ Er stöhnte und riß sich die Uniform auf.

Der Sanitätsgefreite Reindl besah sich die Wunde: Die Schulter war blutverschmiert, und am Schulterblatt klaffte eine faustgroße Wunde. Der Arm war nicht mehr zu bewegen.

Reindl kratzte sich am Kinn: „Ja, Hans, diesmal hast du eine verpaßt bekommen. Das bringt dir ein paar schöne Wochen Lazarettaufenthalt mit anschließendem Genesungsurlaub ein.“

Im zweiten Graben, der dreißig Meter weiter zurücklag, schossen noch einige Rotarmisten.

Riedl kam kurz zu Mahler, drückte seine heile Hand und sagte: „Hans, alter Kumpel, mach's gut!“

„Karl, du auch. Komm gut durch und halt die Ohren steif!“ stöhnte Mahler und hatte Tränen in den Augen. „Mensch, daß mir das passieren muß!“

„Fritz!“ rief Riedl Lautner zu. „Nimm du das MG vom Hans – und dann los!“

Sie warfen Handgranaten in den zweiten Graben und stürmten mit der Detonation los. Hinein in den Graben! Feldwebel Roder war schon drinnen.

„Vorsicht!“ sagte er leise zu Riedl. „Da hinter der ersten Grabenecke, da ist einer mit einer Maschinenpistole!“

„Wie gehabt!“ flüsterte Riedl und zog die Zündschnur einer Stielhandgranate ab, dann zählte er und warf. Die Handgranate detonierte genau über dem Kopf des Russen. Der Kampf um den zweiten Graben war beendet.

Gegen Mittag drangen sie in Kalabatki ein. Es kam wieder zu einem erbitterten Häuserkampf, der bis zum späten Nachmittag anhielt. Dann gaben die Russen den Widerstand auf.

Am Abend versuchte der Feind einen Gegenangriff aus Richtung Krasni Oktobri, der aber schon im

Ansatz von der deutschen Artillerie verschlagen wurde.

Die Häuser wurden durchsucht. Manchmal wurde noch ein Rotarmist aus einem Versteck gezogen und mußte den Weg in die Gefangenschaft antreten.

Die Nacht war hereingebrochen. Riedl stand neben Lautner im Dekungsloch und lauschte in die Dunkelheit.

Leise fing Lautner an zu sprechen: „Der Hans wird vielleicht gerade operiert worden sein. Oder man hat ihm einen Notverband angelegt und er wird ausgeflogen. – War ein feiner Kamerad, der Hans. Frankreich, Balkan, Rußland, fast drei Jahre waren wir mit ihm beisammen. Eine lange Zeit.“

„Ja, einmal kommt jeder von uns dran“, murmelte Riedl.

„Ich habe bisher immer fest an unseren Sieg geglaubt, aber seit das mit Stalingrad passierte, habe ich Zweifel. Auch schon bei unserem Rückzug hier in den Kuban-Brückenkopf bekam ich Bedenken. – Weißt du noch, bei ... Jetzt weiß ich den Namen nicht mehr, da war doch das Depot, in das ein Zahlmeister niemand hineinlassen wollte. Irgendwer hat ihn einfach erschossen. Dann haben wir uns herausgeholt, was wir schleppen konnten und anschließend das Depot in Brand gesteckt. War es das wert, einfach einen Menschen niederzuknallen um ein paar Zigaretten oder eines Brotes wegen?“

„Von uns war das keiner!“ sagte Riedl. „Und siegen werden wir doch! Wart ab, bald ist's wieder Frühling, dann geht's wieder vorwärts!“

„Hoffentlich!“

„Da bin ich fest davon überzeugt!“

Am anderen Morgen griffen sie Krasni Oktobri an. Wieder schoß die deutsche Batterie zur Angriffsvorbereitung Lage auf Lage in die feindlichen Stellungen.

Und wieder begann das grausige Schauspiel vom vergangenen Tag in einer neuen Auflage. Die Kompanie ging vor. Die Russen schossen mit Granatwerfern. Dreck spritzte hoch, Splitter surrten durch die Luft. Der Gefreite Sedlak bekam einen Volltreffer. Plötzlich schlug etwas gegen Riedls linkes Bein. Er knickte zusammen und fiel nach vorn.

Was war das nun wieder? War er verwundet? Was sonst! Er stand auf und wollte laufen. Es ging nicht, das Bein schmerzte plötzlich und zitterte. Er spürte das Blut rinnen und legte sich wieder nieder.

Der Sanitäter kam angerannt: „Karl, was ist? Hat's dich erwischt?“

„Mein linkes Bein, Sepp. Es blutet.“

Reindl sah nach der Wunde und schnitt Riedls Hose auf. Dann sagte er: „Stecksplitter, Karl. Bleib ruhig hier liegen, ich mach' dir einen Verband.“

Riedl lag da und lauschte. Er hörte den Kampflärm. Die Kompanie, oder das, was noch von ihr übrig war, drang in die feindlichen Stellungen ein und warf die Rotarmisten hinaus.

Der Lärm des Kampfes verebbte allmählich, ein Trupp Leichtverwundeter kam zurück.

„Da hockt ja der Karl“, sagte einer. „Komm, stütz dich auf mich!“

„Wir setzen ihn auf ein Gewehr, so geht's besser“, meinte ein anderer Kamerad. „Faß mal einer mit an!“

„Jawohl, so geht's! – Und jetzt ab in die Heia mit dir!“

Riedl saß auf dem Gewehr und hielt sich an den beiden Kameraden fest.

Der Hauptverbandsplatz war in einem Kolchosgebäude untergebracht. Die Verwundeten lagen auf Stroh und warteten auf die Weiterbeförderung. Alle waren sie ärztlich bestens versorgt worden.

Als Riedl die Augen aufschlug, hörte er die vertraute Stimme von Mahler: „Mensch, Karl, seit Stunden wart’ ich schon, daß du Marmelade endlich aufhörst zu schnarchen; endlich bist du wach – oder immer noch nicht?“

Da stand Mahler, den Arm eingegipst, „Stuka“ sagte man dazu, und er lachte, als er sah, wie Riedl sich verwundert die Augen rieb.

„Du träumst nicht, Karl, ich bin’s, der Hans!“

„Mensch, Hans, wir beide als Verwundete, wer hätte das gedacht? – Na, hoffentlich werden die anderen Kameraden auch ohne uns zurechtkommen.“

Nach einigen Tagen wurden sie von Slawiansk ausgeflogen und in Lazaretzügen in Heimatlazarette geschafft.

Die „Angriffsgruppe West“ hatte inzwischen den eingedrungenen Feind vollständig vernichtet, und das Bataillon lag zur Sicherung im Lagunengebiet. Auf Schilfbündeln und Flößen hockend, lebten die Landser halb im Wasser. Als die Gesamtlage es erlaubte, wurde auch das Bataillon herausgelöst und auf die Krim ausgeschifft.

Wieder war der Frühling gekommen. Im Westkaukasus und im Ku-

bangebiet moderten die Gebeine von Tausenden tapferer Männer, die ihr Leben im guten Glauben dahingegeben hatten. Dies Land war ein großes Grab geworden. Der Frühling schmückte es mit verschwenderischer Pracht.

Es gab keine Frühjahrsoffensive mehr. Die Deutschen waren in die Verteidigung gedrängt.

Doch die Russen flößten noch keine Furcht ein. Keiner ihrer Angriffe auf dem Kuban-Brückenkopf führte zu einem Erfolg. Ihre Verluste waren erschreckend hoch gewesen.

Der Sommer auf dem Kuban-Brückenkopf war sehr staubig. Der Staub lag zentimeterdick auf den Wegen. Jedes Fahrzeug, jeder Reiter, jeder einzelne Mann wirbelte eine dicke Staubwolke hoch.

Seit dem Spätsommer hatten sich die Gerüchte, daß der Kuban-Brückenkopf geräumt werde, immer mehr verdichtet. Die Räumung war bis in alle Einzelheiten vorbereitet worden.

Anfang September 1943 hatte die 17. Armee im Zuge der großen deutschen Absetzbewegungen auch das asiatische Festland verlassen, den Kuban-Brückenkopf geräumt und war ohne nennenswerte Verluste auf die Krim übersetzt. „Krimhild-Bewegung“ hatte das OKH³³⁾ diese Operation getauft.

Der Transport der 17. Armee über die Straße von Kertsch war ein voller Erfolg. In vierunddreißig Tagen wurden von Marine- und Pionierfahrzeugen 227.484 deutsche und rumänische Soldaten, 72.899 Pferde, 28.486 Hilfspfleger aus dem Kaukasus und dem Kubangebiet, 21.230 Kraftfahrzeuge, 27.741 bespannte Fahrzeuge und 1815 Geschütze auf die Krim be-

fördert. Und das alles im Angesicht der sowjetischen Schwarzmeerflotte, deren Schiffe in den Kaukasushäfen Batumi und Poti lagen, jedoch aus Furcht vor den deutschen Stuka-Geschwadern nicht einen einzigen Versuch unternahmen, die „Krimhild-Bewegung“ der Deutschen von See her ernsthaft zu stören.

Die Russen hatten beträchtliche Kräfte zum Angriff auf die deutschen

Stellungen am Kuban-Brückenkopf bereitgestellt, und die Deutschen waren mit ihrem Rückzug dem russischen Angriff wahrscheinlich nur um Tage vorgekommen. Die Planmäßigkeit der deutschen Rückzugsaktion zu stören und in den Rückzug hineinzubrechen war den Sowjets nicht gelungen. Die Räumung war ein Meisterstück präziser Generalstabsarbeit.

Die sowjetische Landung bei Noworossisk

In einer geheimen Sitzung im Kreml legte Stalin³⁴⁾ einen Plan auf den Tisch, der eine der ungewöhnlichsten Operationen des Rußlandkrieges zum Gegenstand hatte.

Stalin, der sowjetische Oberbefehlshaber, verlangte von seinen Generälen eine kombinierte See- und Landoperation bei Noworossisk, mit der er die 17. deutsche Armee, die doppelt so groß war wie die in Stalingrad eingekesselte 6. Armee, vernichten wollte.

Ein starkes Landungskorps aus Spezialtruppen des sowjetischen Heeres und der Marine sollte von der Schwarzmeerflotte in einem nächtlichen Überraschungsangriff im Rücken der Deutschen landen. Diese Gruppe sollte an einer günstigen Stelle die deutsche Küstenverteidigung zerschlagen und einen Landekopf schaffen. Nachgeführte Panzerbrigaden und Luftlanderegimenter sollten dann den Durchbruch auf Woltschi Worota vergrößern, sich mit den nördlich von Noworossisk durchgebrochenen Kräften der 47. Sowjet-Armee vereinigen, um schließlich den

vom Kuban kommenden Armeen entgegenzueilen.

Die geniale Idee an der Sache war die Landung. Die Landfront hatten die Deutschen mit eigenen und rumänischen Verbänden zwar gut besetzt, und die Ereignisse der letzten Wochen zeigten, daß ihnen da schwer beizukommen war. Aber an der Küste erwarteten die Deutschen offensichtlich keine große Gefahr. Die Küstensicherungen waren deshalb nur dünn und an vielen Stellen sogar mit überwiegend rumänischen Einheiten besetzt. Wenn die Überraschung gelang, hatte der Plan Aussicht auf Erfolg.

In den letzten Februartagen 1943 war es merkwürdig unruhig geworden draußen auf dem Meer. Sowjetische Vorpostenboote pirschten vor der Osereika-Bucht herum. Die deutsche Luftaufklärung meldete regen Betrieb in den Häfen von Tuapse und Gelendschik.

Der Kommandeur der Heeres-Küstenartillerie-Abteilung 789 in Gle-

bowka war am 3. Februar 1943 spät schlafen gegangen. Die Abendmeldung hatte ihn länger beschäftigt als sonst: Die Front rückte näher, denn die deutschen Verbände waren auf dem Rückmarsch. Und die Stellungen der Abteilung von Major Dr. Lahmeyer mit ihren 10,5-cm-Langrohrgeschützen und 10,5-cm-Haubitzen gewannen nun als Eckpfeiler der „Goten-Stellung“ und des Kuban-Brückenkopfes eine besondere Bedeutung. Man konnte es schon spüren. In der ganzen letzten Woche hatte ein eifriger sowjetischer Funkverkehr geherrscht, der allerdings, seit dem 1. Februar 1943, schlagartig verstummte. Ein merkwürdiges, verdächtiges Schweigen! Bereiteten die Sowjets etwas vor? Sammelte sich die russische Schwarzmeerflotte und hatte Funkverbot, um sich nicht zu verraten? So fragten sich die deutschen Stabsoffiziere der Küstenverteidigung.

Noch gegen 20.00 Uhr am 3. Februar hatte Major Lahmeyer mit dem Armeeoberkommando in Slawiansk telefoniert. Dort registrierte man die sowjetische Funkstille auch mit Aufmerksamkeit. Man überlegte hin und her und diskutierte. Der Befehlshaber der 17. Armee, gab „Alarmstufe 1“ für die Krim-Küste. Denn – so vermutete man auf deutscher Seite – wenn der Russe mit seiner Schwarzmeerflotte einen Angriff vorbereiten würde, dann doch wohl gegen die Krim beziehungsweise gegen die Straße von Kertsch.

Man hielt auch eine sowjetische Aktion gegen die Taman-Halbinsel für möglich. Dagegen hielt man im Stab der 17. Armee von Generaloberst Ruoff⁽³⁵⁾ eine sowjetische Mari-

ne-Aktion im Raum Noworossisk für unwahrscheinlich. Deshalb gab es dort keinen Alarmbefehl – weder für Noworossisk noch für die Küste von Anapa.

Dagegen waren der Kommandeur der 73. Infanteriedivision, General von Büнау, und sein Artillerieführer, Oberst Peslmüller, anderer Meinung. Sie hatten seit acht Tagen auch auf die Möglichkeit einer sowjetischen Landung in der Osereika-Bucht hingewiesen, da die Luftaufklärung auf ihren Fotos starke Ansammlungen von Landefahrzeugen im Raum Gелендшк-Tuapse zeigte. Angesichts dieser Lage hatte der Artillerieführer eine mehrtägige Übung in der Osereika-Bucht befohlen. Das Ergebnis war nicht ermutigend: Die vorhandenen Kräfte und der Munitionsvorrat waren nicht so ausreichend, um mit einer starken Landungsoperation fertig zu werden.

Es bot sich deshalb nur die Taktik, das Artilleriefeuer erst dann zu eröffnen, wenn die Landungskräfte nicht mehr von der eigenen Schiffsartillerie abgedeckt werden konnten; das heißt: den Gegenschlag erst dann zu eröffnen, wenn der Feind rund zweihundert Meter vor der Küste angekommen ist. Auf diese Taktik waren die deutschen Batterien eingespielt.

Nachdem sich Major Lahmeyer in seiner Bauernkate bei Glebowka schlafen gelegt hatte, schreckte er um 1 Uhr hoch. Sowjetische Flugzeuge warfen Bomben.

Da saust auch schon der Ordonnanzoffizier, Leutnant Erhard, herein: „Der Russe bombt die ganze Gegend, Herr Major! Von unserer B-Stelle⁽³⁶⁾ im Osereika-Grund ist soeben die Meldung eingetroffen, daß

unsere Scheinstellungen in der Bucht von schwerer Schiffsartillerie beschossen werden.“

„Auf die Scheinstellung?“ sagt der Major. „Das ist gut. Und was ist bei den Batterien?“

„Da ist anscheinend noch alles in Ordnung, Herr Major.“

Schnell ist der Major in die Uniform geschlüpft und geht in den Nebenraum an den Fernsprecher. Die Beobachtungsstelle der 3. Batterie und die Haubitzen-Batterie, die beide direkt an der Küste liegen, melden sich.

„Von der See her“, berichtete der Beobachter, Leutnant Kreipe, „schießt schwere sowjetische Schiffsartillerie.“

„Können Sie die Schiffe erkennen?“ fragt der Major.

„Nein, Herr Major, wegen der Finsternis ist nur das Mündungsfeuer zu erkennen. Ich will den Scheinwerfer noch nicht einsetzen.“

„Gut!“

Major Lahmeyer vergewissert sich bei seinen Batterien. Die 3. Batterie unter Oberleutnant Holschermann ist vor wenigen Tagen sorgfältig im Unterholz am Osthang des Osereika-Tales in Stellung gebracht worden. Die Bucht und das Meer liegen wie auf dem Präsentierteller vor den Mündungen der Kanonen, während sie selber gut versteckt sind.

Gleich hinter dem Strand, gegenüber der 3. Batterie, hat der Major im Ufergebüsch zwei zugeteilte Haubitzen vom Kaliber 10,5 cm postiert. Geschützführer ist Oberwachtmeister Willi Wagner.

Auf einer kleinen Höhe bei Glebowka ist die 2. Batterie unter Oberleutnant Mönnich in Stellung. Sie

beherrscht das Tal, die Bucht und auch die Straße, die vom Strand heraufführt.

Oberleutnant Kerlers 1. Batterie steht einen Kilometer weiter rückwärts gestaffelt auf einer Höhe am Abrau-See und hat direktes Schußfeld auf Bucht und Meer. Links und rechts davon auf den Hängen sind noch leichte rumänische Feldhaubitzen postiert, die zum rumänischen Infanterieregiment 38 gehören.

Offiziere und Mannschaften sind bereits an den Geschützen. Nirgendwo sind Bombentreffer und Treffer von Schiffsartillerie zu erkennen. Gemäß Plan wird von deutscher Seite kein Schuß abgefeuert.

Draußen herrscht stockfinstere Nacht. Am nächsten Tag steht eine Sonnenfinsternis bevor. Sollten die Sowjets bei dieser Dunkelheit ein Landungsunternehmen starten?

Major Lahmeyer telefoniert mit dem Kommandeur der 73. Infanteriedivision, General von Büнау: „Herr General, der Feuerzauber läßt eine russische Landung vermuten!“

Der General teilt die Sorge des Majors und ruft das Korps an. Aber da ist man skeptisch. „Eine sowjetische Landung in dieser Gegend? Wenn es Anapa oder die Krim wären, ja. Aber hier?“

Der Major ruft Hauptmann Dabija Nicolai an, den Chef der 5. Kompanie des rumänischen Infanterieregiments 38. Den Rumänen untersteht die Küstenverteidigung am Strand vor Lahmeyers Abschnitt.

Mit der sogenannten Küstenverteidigung ist es allerdings nicht weiter; sie besteht aus weit auseinandergezogenen MG- und Schützennestern

hinter einem verminten Stacheldraht am Sandstrand.

Bis kurz nach 1 Uhr hat Hauptmann Nicolai noch telefonische Verbindung mit seinen meisten Stützpunkten. Einige melden sich jedoch bereits nicht mehr. Entweder sind ihre Leitungen gestört, oder die russische Schiffsartillerie hat sie vernichtet.

Das russische Feuer schwerer Schiffsgeschütze liegt auf dem Strand, zerfetzt die Stacheldrahthindernisse und Minenfelder und streut den hinteren Rand der Bucht ab, wo die MG-Nester sind. Die Sowjets schießen bis Glebowka.

Von See her blitzt es wie ein nächtliches Gewitter. Der Donner der sowjetischen Schiffsartillerie grollt, in der Luft dröhnen die Bomber; sie setzen gleißend helle Leuchtzeichen und werfen Bomben ab.

Major Lahmeyer steht vor der Bauernkate, schaut und horcht in die Nacht. Was er und seine Batterieoffiziere nicht sehen, sind die sowjetischen Kriegs- und Landungsschiffe, die sich hinter und zwischen den pausenlos feuernden Zerstörern und Kreuzern bereitgelegt haben.

Hier, im Abschnitt der Heeres-Küstenartillerie-Abteilung 789 an der Bucht, die durch die Mündung des Osereika-Baches ins Schwarze Meer gebildet wird, haben die Sowjets ihre Hauptanlandung geplant. Es ist ein idealer Landeplatz! Eine zweitausend Meter breite, halbkreisförmige Bucht mit Geröll und dürtigem Strauchwerk mit einem flachen Sandstrand. Rechts und links befinden sich bewaldete Steilhänge, die schnell Unterschlupf und Deckung bieten.

Es ist 2 Uhr nachts. Draußen auf See, an Bord des Großzerstörers „Charkow“, blickt der sowjetische Flottenchef, Vizeadmiral Oktjabrski, auf seine Uhr und gibt dem Artillerieoffizier ein Zeichen: „Feuer vorverlegen!“

Die neuen Schußwerte werden rasch an die Geschützstände weitergegeben.

Die sowjetische Marine ist nicht glücklich über den befohlenen Zeitpunkt der Landung: Die Admiralität hatte immer wieder erklärt, Vollmond sei die Voraussetzung für eine solche Operation. Vollmond, damit die Landungstreitkräfte sehen, wo und wie sie an Land kommen, wo sich Deckung bietet und wo sich der Nachbarzug vorarbeitet.

Selbst ein Minimum an Licht wäre aber auch für die Seestreitkräfte wichtig gewesen, um die Zusammenarbeit der Kriegsschiffe mit den Landungsbooten sicherzustellen. Wie sollte man denn in stockdunkler Nacht die verschiedenen Aktionen koordinieren?

So hatte die sowjetische Marine argumentiert. Die Armee und mit ihr Stalin waren jedoch anderer Ansicht. Es müsse dunkel sein, hatten die Generale erklärt, weil der russische Soldat Erfahrung im Nachtkampf habe, der deutsche dagegen nicht.

„Takt 1“ des sowjetischen Operationsplanes lautete:

„Noch bei Dunkelheit, um 2 Uhr, müssen die Sturmabteilungen der ersten Staffel mit 1500 Mann Marineinfanterie und Panzerkräften an Land gehen und einen Landekopf schaffen. Die durch Luftaufklärung erkannten Geschützstellungen sind zuvor von den Marine-Sicherheits-

streitkräften außer Gefecht zu setzen, die Verdrahtungen an Land, der Minengürtel und die MG-Sicherungen zu zerschlagen!

„Takt 2“: „Noch vor Einsetzen der Dämmerung geht dann auch die zweite Welle mit schweren Waffen an Land. Bei Tagesgrauen muß sie in der Bucht sein, damit die Kriegsschiffe noch im Schutze der Dunkelheit aus der Küstennähe wieder weg dampfen können!“

Solautete der Befehl, und so wurde er auch ausgeführt.

Von ein bis zwei Uhr jagten die schweren sowjetischen Schiffsgeschütze Granate auf Granate in die Bucht. Es wurde verschwenderisch gefeuert. Ein krachendes, infernalisches Feuerwerk ging nieder. Die hochgehenden Minen am Strand wirkten wie Echoschläge auf die Abschüsse der Geschütze. Die Drahthindernisse flogen zerfetzt in die Luft.

Jetzt ist es 2 Uhr. Die Feuerwand der Explosionen wandert vom Strand weg landeinwärts.

Die Sowjet-Offiziere brüllen: „Erste Welle!“ Zwischen den Zerstörern blitzen Blinksignale hin und her. Mit Marineinfanteristen beladene Landungsboote tuckern zwischen der Zerstörerflotte der Küste zu. Zwischen ihnen befinden sich zwei große Prähme mit amerikanischen Panzern vom Typ „Lee“⁽³⁷⁾, „Grant“⁽³⁸⁾ und „Stuart“⁽³⁹⁾. Darüber hinweg orgelt die sowjetische Schiffsartillerie und legt eine Feuerglocke über den Landekopf. Wie ein riesiger Wall aus Fontänen spritzen am Ende der Bucht die Einschläge in die Luft, ein rauchender, feurig-fauchender Vorhang.

Die Sowjets meinen, daß ihre Rechnung aufgehen muß. Aber sie stimmt

nicht ganz: Zwar gehen die Stacheldrahthindernisse in Fetzen, der Minengürtel geht hoch, die rumänischen Feldwachen werden zerschlagen. Aber was in dem grandiosen Feuerhagel der sowjetischen Schwarzmeeerflotte eine Stunde lang als Artilleriestellungen beschossen wurde, war nur die Scheinstellung der 3. Batterie. Die Treffer in den übrigen Batterien sind schwer.

Eine rumänische Batterie leichter Feldhaubitzen hat einen Volltreffer erhalten, die Kanoniere sind geflüchtet. Die rumänischen Infanteristen hingegen harren hinter ihren MG im Unterholz der Steilhänge zu beiden Seiten der Bucht weiter aus.

Als das feindliche Feuer vom Strand weg ins Hinterland wandert, wissen die Männer in den Bereitstellungen, daß es nun ernst wird.

Der schwere deutsche Scheinwerfer vom ersten ostwärtigen Hügel direkt an der Küste blitzt auf. Der Lichtkegel geistert über den Strand und sticht ins Meer. Taghell ist die Szene erleuchtet, in deren Lichtschein man die Armada kleiner grauer Schatten erkennt.

„Feuer!“ ertönt das Kommando, als die Landungsboote nahe genug heran sind. Die deutschen Geschütze schießen.

10,5-cm-Haubitzengranaten krachen in die Brandung. Oberwachmeister Wagner hat das oft geübt, und seine Kanoniere sind an das entsetzliche Donnern der Einschläge auf so nahe Entfernung gewöhnt.

Sie können ihre Ziele gar nicht verfehlen. Schuß auf Schuß dröhnt aus den Rohren.

Der Oberwachtmeister hat seine Ohren mit Watte zugestopft. Mit dem Nachtglas starrt er, hinter einem Ufergebüsch hockend, auf das Meer hinaus. Immer wieder leuchtet der Scheinwerfer der 3. Batterie auf. Es hat zwar Treffer in der Stellung gegeben, auch das Gerät hat etwas abbekommen und liegt unter stärkstem Beschuß. Aber der Scheinwerfer blendet immer wieder auf und beleuchtet den Artilleristen die Ziele für den direkten Beschuß.

Ab und zu erhält ein Landungsboot einen Volltreffer und fliegt in die Luft. Dann grellt der Blitz der Explosion, haushohe Wasserfontänen des von Granaten gepeitschten Meeres schießen empor.

Oberwachtmeister Wagner sieht, wie sich sowjetische Landungsboote durch das Inferno hindurch dem Sandstrand nähern.

„Sie sind jetzt am Strand!“ schreit er und springt neben das Geschütz: „Fünfzig Meter weniger!“

Der Richtkanonier gibt das Zeichen, daß er verstanden habe.

Der Wachtmeister läuft auch zur zweiten Haubitze. Und nun krachen die Granaten direkt auf den Strand. Die Batterie des Oberleutnants Holschermann, drüben am ostwärtigen Hang, schießt weiter in die anfahrenden sowjetischen Boote.

Trotzdem kommt die erste Welle der sowjetischen Marineinfanteristen an Land. Sie werden sofort vom flankierenden MG-Feuer der rumänischen Feldwachen erfaßt.

„Verflucht!“ schimpft der sowjetische Leutnant Koljanow. „Wo bleiben denn nur die verdammten

Tanks?“ Er hatte doch noch gesehen, daß das Panzerlandungsboot mitgekommen war und die ersten Panzer über die Bretterrampe ins Wasser gerollt waren.

Vorsichtig richtet sich der Leutnant auf. Da – ein amerikanischer „Stuart“-Panzer kommt wenige Meter von ihm entfernt an den Strand gekrochen. Jetzt bleibt er stehen; der Motor stottert und ist dann stumm.

Koljanow läuft hinüber zum Panzer, aus dessen Turm der Kommandant herausschaut.

„Los, fahr doch weiter! Wo sind denn die andern?“

Der Panzerkommandant fuchtelte verzweifelt mit den Armen und schimpft: „Das Wasser war zu tief. Wasser ist durch den Auspuff in den Motor gedrungen!“

Die Sowjets hatten ihre Panzer bei der Dunkelheit und der allgemeinen Nervosität zu weit von der Küste abgesetzt. Daß in die Auspuffrohre der Panzer Wasser eindringen könnte, hatte die sowjetische Führung unbegreiflicherweise nicht bedacht; man hätte die Auspuffrohre nur nach oben ziehen brauchen. – Darum kamen die Panzer nicht.

Aber auch die Landungsboote kommen nur tropfenweise; ein Teil dreht vor dem deutschen Wirkungsfeld wieder ab. Andere verlieren in der Dunkelheit die Richtung und fahren zu weit östlich an der Steilküste auf, wo der Strand schmal ist wie ein Handtuch und keine Möglichkeit besteht, die Steilhänge zu erklimmen.

Der Sowjet-Sergeant Sedonin arbeitet sich mit seiner Gruppe zur Ostecke der Bucht vor. Dort trifft er auf die Stellung mit drei leichten Infanteriegeschützen. Die Besatzun-

gen, Rumänen, haben nach einem Volltreffer ihre Geschütze verlassen. Aber zwei Geschütze sind noch intakt. Sedonin, der eigentlich Artillerist ist, ergreift sofort die Gelegenheit und nimmt mit den eroberten Geschützen die deutsche Haubitzen-Stellung des Wachtmeisters Wagner unter Feuer.

Zum Glück hat der Hauptmann einer rumänischen Pionierkompanie von der Eroberung der Infanteriegeschütze Meldung bekommen. Der Hauptmann überlegt nicht lange und geht mit einem Zug Pioniere gegen die Sowjets vor, erobert sie zurück und fällt dabei im erbitterten Nahkampf. Auch der Sowjet-Sergeant stirbt.

Die russischen Stoßtrupps, die sich inzwischen am Strand formiert haben, arbeiten sich an die Hänge der Bucht heran. Sie graben ihre Granatwerfer ein und kauern sich hinter ihre Maschinengewehre.

Inzwischen sind auch die Panzer gelandet und rollen ins Unterholz hinein. Dort setzen sie rumänische MG-Nester außer Gefecht und fahren landeinwärts, in Richtung Glebowka.

Auf der Haubitzen-Stellung des Oberwachtmeisters Wagner liegt schweres Granatwerferfeuer. Die Besatzung ist zur Hälfte tot, die andere Hälfte verwundet. Die Sowjets greifen an. Wagner und die noch Lebenden retten sich in den angrenzenden Wald.

Verwundet schleppt sich der Wachtmeister hinüber zu Oberleutnant Holschermann und meldet: „Die Russen haben unsere Batteriestellung genommen. Wir konnten die Geschütze nicht mehr sprengen. Schießen Sie sie kaputt.“

Die 10,5-cm-Langrohrkanonen des Oberleutnants feuern in die Stellung und zerschlagen die Haubitzen samt den sowjetischen Eroberern.

In der engen Osereika-Bucht halten die Berghänge wider vom donnernden Kampfärm. Die Russen haben schwere Verluste. Aber die sowjetischen Offiziere bekommen ihre Einheiten immer wieder unter Kontrolle. Gegen 3.30 Uhr arbeiten sie sich bis an die Waldgrenze der Bucht vor. Dann tasten sie sich an den Ufern des Osereika-Baches entlang und graben sich ein.

An einer kleinen Baumgruppe, dicht bei der Mündung des Osereika-Baches, hat der sowjetische Nachrichtenchef des Landeunternehmens seinen Gefechtsstand eingerichtet: Melder kriechen heran und berichten. Die Zeit verrinnt.

Draußen auf See aber wartet das Gros des Landeunternehmens. Da entschließt sich der Nachrichtenchef, der Flotte das verabredete Funk- und Blinksignal zu geben: „Haben einen Landekopf!“ Und er fügt das Codezeichen hinzu: „Brauchen dringend Verstärkung!“

Die Stabsoffiziere auf dem Flaggschiff der sowjetischen Sicherungstreitkräfte hatten schon seit einer Stunde voller Sorge auf das verabredete Zeichen gewartet. Ihre Sorge war doppelter Art: Nicht nur das Signal aus der Bucht ließ auf sich warten, auch die Transportflotte mit dem Gros der Landungstruppen war noch nicht da. Die Marineleitung ließ sich Zeit. Warum wohl?

Wie später bekannt wurde, war es keine Schlamperei, sondern Absicht mit der Verzögerung: Die Admiralität wollte ihren Willen gegen die

Heeresleitung durchsetzen und die Landung bei Morgengrauen durchführen. Darum verging nach dem Hilferuf aus der Bucht noch eine halbe Stunde, bis die Landungsflotte mit dem Gros der Invasionstruppen ankam.

Die Armada, die vor der Bucht auffuhr, war stattlich. Über hundert Transporter: Dampfer, Kutter und modernste Motorschiffe.

Langsam fuhren die Landungsfahrzeuge durch die Kette der sichernden Kriegsschiffe auf das Land zu. Dicht gedrängt auf den Schiffen standen drei Marinebrigaden sowie ein Luftlanderegiment, zusammen 6000 bis 8000 Mann. Auf Spezialschiffen befanden sich Panzer, Sturmartillerie und Geschütze. Das Meer war ruhig. Der Großzerstörer „Charkow“, das Flaggschiff der Sicherungsflotte, glitt langsam durch die See. Gleich daneben die Silhouetten von zwei Kreuzern und drei Zerstörern. Rechts davon drei Kanonenboote. Dazwischen Torpedoschnellboote, Minenräumer, U-Boot-Jäger und Küstenschutzboote. Der Anblick der Kriegsschiffe ermutigte die Rotarmisten. Alles war auf engstem Raum versammelt.

Als die Transportflotte vor der Küste ankam, begann der Tag zu grauen. Drüben an Land hingen Dutzende von Augenpaaren an den Nachtpläsern und Scherenfernrohren und blickten gespannt aufs Meer hinaus.

Voller Staunen sahen die deutschen und rumänischen Beobachter den russischen Flottenaufmarsch. Da keine telefonischen Verbindungen mehr bestanden, mußten Melder losgejagt werden.

Major Lahmeyers Batterien in der

Bucht hatten auch keine Verbindung mehr zu der Abteilung. Sie waren auf sich selbst gestellt. Die Beobachter meldeten: „Feindliche Landeschiffe im Planquadrat ...“ Dann folgten die Schußwerte: „Zielpunkt Cäsar, zweite Ladung, Aufschlagzünder, ganze Batterie von Grundrichtung zwanzig mehr, neunundvierzig hundert und fünfzig. Feuer!“

Schon die dritte Salve der 2. Batterie lag auf dem Deck eines großen Transporters, verwandelte ihn in ein Trümmerfeld und löste eine Kettenreaktion von Explosionen aus. Ein Landungsschiff mit Sturmgeschützen und Artillerie wurde gleich darauf so schwer getroffen, daß es kenterte.

Die Batterie Holschermann feuerte in direktem Beschuß. Schon trieb ein brennender Transporter seewärts. Zwei andere kenterten direkt vor der Küste. Ein Prahm mit Panzern legte sich auf die Seite. Ein qualmender Kutter rammte ein Motorschiff. Landekähne kenterten. Sturmboote jagten dem Strand zu und fuhren in eine Wand aus Feuer und Rauch.

Die sowjetischen Kriegsschiffe, die jetzt zur entscheidenden Unterstützung in den Kampf hätten eingreifen müssen – die Gardekreuzer „Krasny Kawkas“ und „Krasny Krim“ mit ihren 18-cm-Kanonen und 10-cm-Flak, der Großzerstörer „Charkow“ mit seinen modernen vier 13-cm-Geschützen und seiner starken 7,6-cm-Flak –, waren längst hinter der Kimm⁴⁰⁾ verschwunden und dampften ihren Heimathäfen zu. Genau nach Fahrplan.

Es entstand eine groteske Lage. Was sollte das Gros der sowjetischen Landeflotte angesichts dieser Situation tun? Niemand war da, der die

Absicht oder den Mut gehabt hätte, dieser Stunde seinen Namen zu geben. So dampfte die Flotte mit den drei Brigaden Landungstruppen an Bord aus der Bucht heraus und verhielt unschlüssig weit draußen in See.

Nach einer Stunde wilder Funkerei mit den verschiedensten Kommandostellen gab der Kommandierende Admiral schließlich den Rückmarschbefehl. Ein in der Kriegsgeschichte beispielloser Fall.

Die in der Osereika-Bucht gelandeten Sowjet-Kompanien wußten von alledem nichts. Sie kämpften tapfer. Am Vormittag des 4. Februar stürmte ein russischer Stoßtrupp mit drei Panzern vor Glebowka die Stellung einer rumänischen Granatwerferabteilung in einem alten Weingut. Als die Rumänen die Panzer sahen, ließen sie die Weinkeller samt Granatwerfern im Stich.

Hätte der russische Stoßtruppführer jetzt eine Kompanie gehabt, wäre Glebowka sein gewesen!

So hatte er nur einen Zug.

Als Major Lahmeyer die Alarmmeldung erhielt, setzte er seine Mannschaft der 2. Batterie mit allen Maschinengewehren zum Gegenstoß an. Jedoch die Russen hatten sich bereits in den Stellungen eingerichtet und brachten mit den rumänischen Granatwerfern den Gegenstoß der deutschen Artilleristen zum Erliegen.

Daraufhin ließ Major Lahmeyer das Weingut durch die westlich Glebowka stehende 1. Batterie unter Wirkungsfeuer nehmen. Dann stürmte ein rumänischer Hauptmann mit seiner Kompanie und warf die Russen.

Als der Abend kam, war die Hauptgefahr beseitigt. Geschütze der Reserve-Flak-Abteilung 164 und der Panzerjägerabteilung 173 unter Hauptmann Gutsche schossen noch sechs durchgebrochene sowjetische Panzer ab. Die verstärkte 13. Kompanie unter Leutnant Wieczorek drang von Glebowka aus zusammen mit rumänischen Stoßtrupps zum Strand vor, der einem schrecklichen Friedhof gleich.

Gekenterte und gesunkene Transportschiffe. Überall abgeschossene Panzer. Viele Tote bedeckten den Strand.

620 Gefallene zählten die Aufräumungskommandos. 31 US-Panzer wurden vernichtet. Bis zum Morgen des 6. Februar wurden 594 Gefangene gemacht. Der Rest der 1500 Rotarmisten, die mit der ersten Welle an Land gegangen waren, wird vermutlich ertrunken sein. Einzelne Gruppen setzten sich wohl ins Hinterland ab, andere versuchten, sich zur sowjetischen Landfront bei Noworossisk durchzuschlagen. Aber das gelang nur wenigen.

In der gleichen Nacht, da bei Osereika Stalins Hauptlandungsaktion lief, wurde zur Ablenkung und Irreführung der Deutschen ein Kommandotrupp von ein paar hundert Rotarmisten dicht bei der Noworossisker Vorstadt Stanitschka an Land gesetzt. Major Z. L. Kunikow war der Führer der Aktion, ein Offizier der sowjetischen Marineinfanterie, von Beruf Ingenieur.

Die Männer, die sich Kunikow ausgesucht hatte, stammten aus verschiedenen Einheiten der Schwarzmeerflotte. Es waren durchwegs verwegene Burschen, Draufgänger, die

besonders für Nahkampf und Sabotage geschult waren.

Am 4. Februar, zwei Stunden vor Morgengrauen, ging die sowjetische Kommandotruppe auf die Boote der 4. Küstenschutz-Flottille in Gelendschik, die Oberleutnant N. J. Sipjadon führte. Als die Landungs-Flottille dicht vor Kap Myschako stand, eröffnete die russische Artillerie von der Ostseite der Bucht her das Feuer gegen die deutsche Küstenverteidigung und die Küstenbatterien.

Unter einer schützenden Feuerkugel jagte Sipjadons kleine Flotte dem Strand von Stanitschka zu. Als das Wasser nur noch etwa Brusttiefe hatte, sprangen die Rotarmisten von den Booten und wateten an Land.

Die ersten 250 Marineinfanteristen waren innerhalb einer Viertelstunde am Strand. Sie lagen direkt vor der Haustür von Noworossisk oder saßen in den Häusern der Vorstadt Stanitschka.

Die 73. Infanteriedivision hatte die Seefestung Noworossisk gut mit Waffen und Truppen ausgestattet. Infanterie-, Pionier- und Panzerjagereinheiten sowie der Stab des Grenadierregiments 186 lagen in der Stadt. Ferner zwei höhere Marinekommandostellen mit ihren Stäben: Hafenkommandantur 16 und 18.

Eine Batterie 10,5-cm-Haubitzen stand an der Westmole. Ein Flak-Kampftrupp mit zwei 8,8-cm-Geschützen war das Kernstück der Verteidigung. Die eigentliche Küstensicherung am Strand stellten Einheiten der 10. rumänischen Division.

Sowjet-Major Kunikow war es gelungen, praktisch unter den Augen dieser Kräfte zu landen! Seine kleine Streitmacht war in der Morgendäm-

merung, vorbei an den drohenden 8,8-cm-Geschützen, in die Zemess-Bucht gefahren. Kein einziger Schuß war auf deutscher Seite gefallen.

Der Flak-Kampftruppführer, ein Leutnant, sagte später vor dem Kriegsgericht aus: „Ich habe die Schiffe gesehen. Aber es war keine Alarmmeldung durchgegeben worden. Ich konnte nicht erkennen, ob es deutsche oder feindliche Einheiten waren.“

Als nach dem Einsetzen des sowjetischen Artilleriefeuers der Leutnant die Lage erkannte, war es für ein Eingreifen bereits zu spät. Der Landeplatz der Sowjets lag im toten Winkel des Geschützes.

Nach Auskunft von Wachtmeister Ebers hatte man bei der zweiten 8,8-cm die Landungsschiffe nicht gesehen. Nach dem russischen Feuerüberfall riß auch die Telefonverbindung zur Batterie gleich ab. Das Geschütz bekam sehr bald mehrere Treffer und war nicht mehr einsatzfähig.

Durch das sowjetische Geschützfeuer wurden die rumänischen Strandsicherungen der 10. Division vollständig demoralisiert. Die Rumänen flüchteten, als der erste russische Soldat vor den zerschossenen Strandhindernissen auftauchte. Sie gaben keinen einzigen Schuß ab.

Ein Stoßtrupp der Sowjets stand eine halbe Stunde später bereits vor der Stellung der noch intakten 8,8-cm-Kanone. Da das Geschütz fest eingebaut war, gab der Leutnant den Befehl zur Sprengung und setzte sich dann mit seinen Leuten ab.

Auch das zweite beschädigte Geschütz wurde von den Kanonieren gesprengt, als alle Versuche, Kontakt

zur Batterie zu bekommen, scheiterten.

So war es also kein Wunder, daß bei einer solchen Verteidigung die erste Landungswelle der Sowjets ohne Verluste schnell an Boden gewann und die Landestelle sichern und erweitern konnte. Die nun folgenden weiteren sechshundert Rotarmisten konnten in einem gesicherten Landekopf an Land gehen.

Bei den Deutschen dagegen ging alles schief. Man reagierte nervös. Die Lage wurde dadurch erschwert, weil den Rumänen die Küstenverteidigung unterstand und die rumänischen Dienstgrade, die Auskunft hätten geben sollen, in die Berge verschwunden waren.

Es war schon viel zu spät, als zusammengewürfelte Alarmeinheiten gegen den Landekopf antraten. Eigentlich wußte kein Mensch, was überhaupt los war.

Inzwischen hatten sich Major Kunikows Männer in kleinen Trupps festgesetzt und feuerten wild in der Gegend herum, so daß angenommen wurde, eine ganze Division sei gelandet. Die vollkommene Unkenntnis der Lage machte die deutschen Führungsstellen total unsicher.

Der sowjetische Leutnant Romanow hatte inzwischen auf Anhieb einen rumänischen Bunker am Strand genommen. Ein 3,7-cm-Geschütz und ein Maschinengewehr hatten die Rumänen vollkommen intakt stehen gelassen. Deutsche Grenadiere, die dann angriffen, blieben im Abwehrfeuer der aus rumänischen Beutewaffen feuernden Sowjets liegen.

Die zweite Gruppe Major Kunikows war inzwischen in Stanitschka eingedrungen und hatte sich in den

Gebäuden der Schule festgesetzt, um die Flanke des Landekopfes abzuschern. Grenadiere und Pioniere der 73. Infanteriedivision versuchten die Sowjets zu werfen. In erbitterten Kämpfen trieben sie die Angreifer aus dem Schulhaus heraus und schlossen die Kampfgruppe ein. Dadurch entstand eine gefährliche Lage für die Russen, denn wenn die Flankensicherung eingedrückt wurde, war das ganze Unternehmen gefährdet. Die Deutschen konnten dann die Landestelle von Stanitschka her aufrollen und dem Gros der russischen Marineinfanteristen den Weg zum wichtigsten Ziel versperren: den beherrschenden Höhen hinter Stanitschka mit dem Myschako-Berg, der durch seine weglosen Höhen, die von dichtem Unterholz bewachsen waren, gute Verteidigungsmöglichkeiten bot.

Für die Sowjets stand alles auf des Messers Schneide. Da wurde der Maat Kornitzki zum Helden dieser entscheidenden Minute; er entschied das erste Gefecht. Als Kornitzki die aussichtslose Situation seiner Kampfgruppe erkannte, band er sich fünfzehn Handgranaten um den Leib, zog sie ab, sprang auf die Schulhofmauer und stürzte sich mitten in die Bereitstellung eines deutschen Infanteriezeuges. Er jagte sich mitsamt den Deutschen in die Luft.

Damit war der Ring gesprengt. Kornitzkis Beispiel gab den Sowjets eine unheimliche Kraft, die beiden Kampfgruppen konnten sich vereinigen und eine Abwehrfront aufbauen. Der Weg auf die Höhen von Stanitschka und den 450 Meter hohen Myschako-Berg war abgesichert. Die Sowjets konnten den Berg und die

beherrschenden Höhen besetzen. Der Maat Kornitzki, der posthum zum „Helden der Sowjetunion“ ernannt wurde, hatte die gefährliche Krise der ersten Stunde gebannt und den wichtigsten Schlag ermöglicht: Er hatte eine Schlacht entschieden!

Die sowjetische Führung nutzte die Verwirrung der Deutschen und Rumänen, und der Befehlshaber der Schwarzmeerflotte, Petrow, dirigierte kurz entschlossen jene Verbände zu dem Brückenkopf bei Stanitschka, die ursprünglich für die Landung in der Osereika-Bucht vorgesehen waren: drei Brigaden Marineinfanterie und Spezialtruppen, insgesamt über 8000 Mann, die mit schweren Waffen ausgerüstet waren. Der Landekopf von vier Kilometern Breite und drei Kilometern Tiefe war zum Platzen vollgepumpt mit Truppen und Kriegsmaterial. Er wurde auf dreißig Quadratkilometer ausgedehnt.

Den Angriffsgeist der Truppe im Landekopf befeuerte der Stalin ergebene Leonid Breschnew⁴¹⁾ mit dem Rang eines Brigadekommissars. Er war das politische und propagandistische Herz dieses Abenteuers und

gab dem Landekopf jenen Namen, der wie ein aufrüttelndes Fanal wirkte: „Kleines Land! Das Land, in dem die Tapfersten und Kühnsten zu Hause sind.“

Die Deutschen wollten auf Nummer Sicher gehen. Sie setzten einen Angriff, der zwar wohl vorbereitet war, aber doch viel zu spät erfolgte, für den 7. Februar an. Was drei Tage früher wahrscheinlich möglich gewesen wäre, erwies sich jetzt für die schnell zusammengerafften Einheiten als unlösbar.

Die Sowjets hatten sich hervorragend eingegraben. Sie saßen in Einmannlöchern an den Berghängen und im Unterholz des Myschako-Berges und wichen nicht. Die sowjetische Küstenartillerie, deren Feuer von Beobachtern auf den Höhen von Stanitschka geleitet wurde, schoß von den Ostuferhügeln aus sehr genau. Dazu hatten die Russen noch gut getarnte Batterien und Pak-Riegel an den Hängen des Myschako postiert.

Das I. Bataillon des fränkischen Infanterieregiments 213 wurde von

Kriegsgeschichtliche Werke schildern den Verlauf großer Schlachten und Operationen aus der Sicht der Generalstäbe. *DER LANDSER* jedoch vermittelt Details aus der Sicht des Frontsoldaten; er gibt einen Einblick in die endlose Skala der Schrecken und menschlichen Tragödien, die jeder Krieg mit sich bringt. Dadurch formt sich seine stumme Anklage gegen Gewalt schlechthin.

Anapa herübergebracht. Beim 1. Zug der 2. Kompanie fiel schon beim Anmarsch zur Straße Anapskaja die ganze zweite Gruppe durch Artillerieschwerepunkt aus.

Der 7. Februar 1943 war ein Sonntag. Die fränkischen Grenadiere der 73. Infanteriedivision drangen in Stanitschka ein. Es kam zu äußerst erbitterten Häuser- und Straßenkämpfen, die vierundzwanzig Stunden andauerten. Deutsche und Russen lagen sich auf Straßenbreite gegenüber. Die Uliza Anapskaja war nicht zu überqueren.

In einem Geviert von zweihundert Metern kostete der Häuserkampf einundzwanzig Tote und siebzig Verwundete. General von Büнау, Kommandeur der 73. Infanteriedivision, war entsetzt über die hohen Verluste; denn eben erst waren seine Bataillone notdürftig aufgefüllt worden.

Auch das Grenadierregiment 305 von der 198. Infanteriedivision, das kurz nach der Landung herangeführt wurde, wird von der Härte des Kampfes erfaßt und muß die artilleristische Überlegenheit der Russen kennenlernen. Schon im Anmarsch gab es Verluste von ganzen Gruppen durch Volltreffer der schweren sowjetischen Küstenbatterien.

In Stanitschka tobte mit unverminderter Härte der Häuserkampf. MG-, Maschinenpistolen- und Gewehrfeuer fetzte durch die Straßen, Handgranaten detonierten, Verwundete riefen nach dem Sanitäter, Tote lagen an den Straßenrändern.

Als die Bataillone endlich nach erbitterten Häuserkämpfen über den Stadtrand hinausstoßen wollten, schlug ihnen ein undurchdringliches Sperrfeuer entgegen. Es war unmög-

lich, durch diese Feuerwand durchzukommen. Auf den wegelosen Höhen saßen die Rotarmisten in den dichten Büschen und waren nicht auszumachen. Aber sie selbst konnten jeden Schritt der angreifenden Deutschen verfolgen.

Die Deutschen waren viel zu schlecht mit schweren Waffen ausgerüstet. Die wenigen Sturmgeschütze, welche die Bataillone von der Sturmgeschützabteilung 191 zugeteilt bekamen, konnten den sowjetischen Pak-Gürtel nicht durchbrechen. Am Abend lag das Regiment wieder in seiner Ausgangsstellung.

Am nächsten Tag wiederholte sich dasselbe. Es fehlte die Artillerieunterstützung. Trotzdem griffen die Bataillone unter blutigen Verlusten an. Zwei Bataillone verloren ihre Kommandeure. Alle Angriffe scheiterten.

Die Regimenter von sechs der bewährtesten und kampferprobtesten deutschen Divisionen wurden schließlich herangeholt und stürmten wütend gegen das „Kleine Land“. Die Bayern, Schwaben und Österreicher der 4. Gebirgsdivision hatten hier am Myschako ihre blutigsten Kämpfe zu bestehen. Die 125., 73. und 198. Infanteriedivision sowie rumänische Regimenter zahlten im „Kleinen Land“ einen schweren Blutzoll.

Die Schlacht dauerte sieben Monate. Die Sowjets hatten schließlich in dem 15 km langen und 8 km breiten Landekopf 78.500 Mann und 600 Geschütze stehen. Alles hatten sie mit ihrer Flotte hierhergebracht und alles mit der Flotte versorgt.

Der Ausbruch in den freien Raum aber gelang ihnen nicht, ebenso der Weg in den Rücken der Deutschen.

Eigentlich war der Kampf im „Kleinen Land“ nach dem Scheitern der operativen Absicht für die Russen wertlos geworden. Weil aber die Lan-

dung auf eine Idee Stalins zurückzuführen war, durfte die Schlacht nicht eingestellt werden.

Der Kampf um das „Kleine Land“ wurde zu einer Sache der sowjetischen Propaganda, der Psychologie und der Politik.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Erich von Manstein, eigentlich Erich von Lewinski (1887–1973), Generalfeldmarschall, zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, am 30.3.1944 nach Auseinandersetzungen mit Hitler entlassen. Manstein war zweifelloser einer der fähigsten Generale im Zweiten Weltkrieg
- 2) Armeeoberkommando
- 3) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 4) Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet
- 5) saloppe Bezeichnung für Artillerie
- 6) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 7) 1. Mann einer Maschinengewehr-Bedienung, bringt die Waffe ins Ziel und feuert
- 8) russischer Spitzname für Deutsche
- 9) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“
- 10) 2. Mann einer Maschinengewehr-Bedienung, für die Munitionszufuhr und Ersatzläufe zuständig
- 11) militärische Bezeichnung für die Rundumverteidigung
- 12) Wladimir Iljitsch Lenin, eigentlich Uljanow (1870–1924), Gründer der UdSSR (Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken)
- 13) auch Politoffizier oder Politruk genannt. Jedem Verband der Roten Armee bis zur Bataillonsebene wurde ein Politkommissar zugeteilt. Ihm oblag die politische Erziehung der Soldaten. Er besaß die Befugnis, Befehle des Kommandeurs zurückzunehmen und auf die Einhaltung der Parteilinie zu achten
- 14) keine Munition mehr
- 15) Flugabwehrkanone
- 16) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 17) sowjetisches Raketensalvengeschütz (russische Bezeichnung „Katjuscha“), das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuert; auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet
- 18) Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht erneuerte Adolf Hitler am 1. September 1939 die Stiftung des Eisernen Kreuzes, dessen höchste Klasse das Ritterkreuz war
- 19) bereits im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) eingesetztes Jagdflugzeug vom Typ Polikarpow I-16, Eindecker, 450–490 km/h, 2 MG, im Zweiten Weltkrieg noch vorwiegend als Erdkampfflugzeug eingesetzt. Produktionszeitraum 1934–1943, Produktionszahl über 8600 Stück
- 20) 8,8-cm-Flak 18/36/37 L/56: deutsches Flugabwehr-Geschütz im Kaliber 8,8 cm, Rohrlänge 4,93 m; Vo 820–840 m/sec; Schußweite 14.860 m; Schußhöhe 11.000 m; Gewicht im Feuer 5000 kg; Gewicht der Granate 14,7 kg; Gewicht des Geschosses 9 kg; die „Achtacht“ (Landserjargon) wurde 1941 zur 8,8-cm-Flak 41 verbessert und als Panzerabwehrkanone verwendet: Rohrlänge 6,55 m; Vo 1020 m/sec; Schußweite: 19.700 m
- 21) deutscher Jagdeinsitzer der Firma Messerschmitt, 1800 PS, 621 km/h Höchstgeschwindigkeit in 7000 m Höhe, Flugstrecke 720 km, 3 Kanonen 20 mm, 2 MG 13 mm
- 22) Panzerabwehrkanone 40 L/48, Geschößgewicht: 6,8 kg, Vo: 820 m/sec; durchschlag auf 1000 m Entfernung 94 mm starke Panzerungen
- 23) Zigarettenmarke der Firma R. J. Reynolds Tobacco Company, die 1913 erstmals verkauft wurde
- 24) LKW der Firma Büssing. 1971 wurde die Firma von MAN übernommen
- 25) Kompaniefeldwebel, für den inneren Dienst einer Kompanie verantwortlich, meist im Rang eines Hauptfeldwebels
- 26) legendäres Transportflugzeug der Firma Junkers, 3-motorig, 1 x 13-mm-MG im offenen Drehstand auf dem Rumpfrücken, 2 x 7,9-mm-MG in den Rumpffestern, Höchstgeschwindigkeit 275 km/h, Flugstrecke 1300 km; ihrer Zuverlässigkeit wegen „Tante Ju“ genannt
- 27) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“
- 28) Kurzwort für den Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87
- 29) Jericho-Sirene (auch Jericho-Trompete genannt): Beim Sturzflug der Ju 87 wurde durch den Fahrtwind eine Sirene angetrieben, was einen schrillen, kreischenden Ton erzeugte
- 30) Träger der Munitionskisten
- 31) Vorgeschobener Beobachter zur Leitung des Feuers der eigenen Artillerie. Außerdem überwacht er u.a. das Gefechtsfeld, beobachtet die Wirkung des Beschlusses und hält Verbindung zum örtlichen Führer der Kampftruppe
- 32) Landserausdruck für Sanitäter
- 33) Oberkommando des Heeres
- 34) Stalin, eigentlich Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili (1879–1953), sowjetischer Diktator
- 35) Richard Ruoff (1883–1967): als General der Infanterie und Kommandeur des V. Armeekorps am Westfeldzug und dem Unternehmen „Barbarossa“ beteiligt. Im Juni

- 1943 wurde er als Generaloberst in die Führerreserve versetzt und nicht mehr verwendet
- 36) Beobachtungsstelle
- 37) US-Kampfpanzer, 28 t, 5,65 m, 340 PS, 7,5-cm-Kanone L/53 und 3,7-cm-Kanone L/53 im Drehturm, 3-4 Maschinengewehre, 7 Mann Besatzung
- 38) US-Kampfpanzer, 28,5 t, 7,5-cm-Kanone, 6 Mann Besatzung; konnte die Frontpanzerung aller deutschen Panzer bis zum Panzerkampfwagen IV auf 1000 Meter Entfernung durchschlagen
- 39) britische Bezeichnung für den leichten US-Panzer vom Typ M 5 A 1; im Rahmen des amerikanischen Hilfsprogramms waren von 1941–1945 ca. 135.000 Panzer dieses Typs an die Sowjetunion geliefert worden
- 40) Horizont
- 41) Leonid Iljitsch Breschnew (1907–1982): vierfacher „Held der Sowjetunion“ und von 1964 bis 1982 Parteichef der KPdSU. Kämpfte im Zweiten Weltkrieg u. a. im Kaukasus und war bei Kriegsende Mitglied des Kriegsrates der 4. Ukrainischen Front

Tüfelbild: Vormarsch zur Krim (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 18. Dezember 2012, erscheint der *LANDSER* 2856 unter dem Titel

Sondereinsatz Skopje

Balkan 1944 – Die Wehrmacht auf dem Rückzug – Partisanen erschweren die Absetzbewegung – Ein Wettlauf mit der Zeit beginnt. Autor: **R. von Kunhardt**.

In derselben Woche erhalten Sie den *LANDSER*-Großband 1362 – wie immer mit Original-Fotos, Farbseite und historischem Magazin. Titel:

„Ladung angebracht!“

Sizilien 1943 – Die Alliierten sind auf der Insel gelandet – In ihrem Rücken treten Kommandosoldaten in Aktion – Sie sollen den feindlichen Vormarsch aufhalten. Autor: **F. Nemis**.

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte, Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 20. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Leserkreisen nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany. Dezember 2012

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guel.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Die Handgranate

Der Überlieferung nach ist Italien das Mutterland der Handgranate. Dort waren 1427 mit Schwarzpulver gefüllte Tonflaschen und -kugeln als Kampfmittel bekannt, die im Laufe der Jahrhunderte zu Granaten aus Eisen und Glas fortentwickelt wurden. Die Zündung durch Zündschnur machte die Handgranate jedoch zu unsicheren Kampfmitteln, da sie durch Witterungseinflüsse nur schlecht zu berechnen waren. So verschwanden die Handgranaten 1804 aus dem Ausrüstungsbestand der meisten Armeen und wurden erst 100 Jahre später, im russisch-japanischen Krieg 1904/05, wieder eingeführt. In Deutschland begann die Produktion kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges. Die Nachfrage nach Handgranaten stieg bereits im Herbst 1914, als die Fronten erstarren: Die Gegner lagen sich in Steinwurfweite in den Gräben gegenüber, und die Handgranate erwies sich als effizientes Kampfmittel. Die Kugelhandgranate war das erste industrielle Fabrikat, das serienmäßig an die Front kam. Das empfindliche Gewehrplatzpatronenpulver wurde 1916 gegen brennenden Sprengstoff ausgetauscht. Insgesamt sind während des Ersten Weltkrieges im deutschen Heer 23 verschiedene Modelle und Varianten von Handgranaten, Handnebel- und Handgasbomben verwendet worden (Produktion: 300 Millionen Stück). Die Stielhandgranate mit Brennzeitzünder zählte zu den häufigsten Munitionskörpern dieser Art. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte sich die Stielhandgranate 24 vor der Eihandgranate 39 und diversen Nebel- und Blendkörpern als effektive Angriffswaffe etabliert. Mit Splitterring versehen, kam ab März 1943 ein Drittel der Handgranaten dieses Typs zur Auslieferung: Die Stielhandgranate 43 mit den Sprengstoffen Monachit oder Donarit erzielte im Umkreis von 30 Metern tödliche Wirkung. „Geballte Ladungen“, bestehend aus sieben Stielhandgranaten, wurden mitunter erfolgreich gegen Panzerfahrzeuge eingesetzt. Beton- und Glashandgranaten dienten gegen Ende des Krieges nur noch als Behelfshandgranaten. Dennoch wurden von den Standardmodellen – Stielhandgranate 24 und 43 sowie Eihandgranate 39 – von Januar bis April 1945 rund fünf Millionen Stück gefertigt. Der Verbrauch aller Handgranaten in der Wehrmacht erzielte im November 1944 mit 3.818.000 Stück seinen Höhepunkt.

Deutsche Nahkampfwaffen



Die Handgranate